Die Mennonitische Rundschau

1877 Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist. 1941

Vol. 64. Winnipeg, Man., January 8, 1941 Nummer 2.

Published by "The Christian Press, Limited," 672 Arlington St., Winnipeg, Manitoba.

Ist dir's zu wenig?

Ist es dir zu wenig
Was der Herr getan?
Warum nimmst du garnicht,
Sein Versühnen an?

Achtest du es alles,
Für natürlich nur?
Ist bei dir von „Wunder,"
Wirklich keine Spur?

Von dem großen Wunder,
Daß einst dort gescheh'n;
An dem Kreuzesstamme,
Kannst du's nicht versteh'n?

Ist es dir zu wenig,
Was er für dich tat?
Wie er bis zum Tode,
Dich geliebet hat!

Wartest du noch immer,
Auf Gelegenheit?
Wo es besser passet,
Als gerade heut'?

Ist es dir zu wenig,
Was dir Jesus beut?
„'s ist das ewge Leben,
Und die Seligkeit!"

G. Berg, Chortitz.

Der Brief an die Philipper.

Dieser Brief ist ein göttlicher Kommentar zur zweiten Hälfte des Epheserbriefes, und wie diese Hälfte selbst, handelt er hauptsächlich vom Wandel, wie er durch die erhabenen Lehren, enthüllt in der ersten Hälfte des Epheserbriefes, gefordert wird. Dies ist der Schlüssel zum Philipperbriefe und beleuchtet uns manche schwerverständliche Stelle desselben.

Das beherrschende Thema dieses Briefes ist ein Anteilhaben an dem Evangelium, nicht bloß durch öffentliche Verkündigung, sondern vor allem durch einen Wandel, der mit seiner Lehre übereinstimmt.

Der Hauptgegenstand, der lebendige Ausdruck des Evangeliums, wird durch vier Beispiele beleuchtet: Christus und Paulus, Timotheus und Epaphroditus. Vier Ermahnungen werden in diesem Teile des Briefes gegeben. Zu Beginn steht die Ermahnung, Christus nachzuahmen, am Schluß stellt sich Paulus selbst als ein Vorbild dar. Der Erwähnung des Dienstes des Timotheus geht eine Ermahnung voraus, und eine solche folgt der Beschreibung der Leiden des Epaphroditus.

Die zwei Themen, Leiden und Dienst, durchdringen den ganzen Brief, von seinem Beginn, wo Paulus und Timotheus sich selbst Sklaven nennen und nicht Apostel, bis zum Ende, wo die Gnade des Herrn oder Meisters, mehr als des Christus, angerufen wird.

Die Erniedrigung des Christus wird in Harmonie mit den erhabenen Wahrheiten der gegenwärtigen Verwaltung gezeigt. Sie begann nicht erst mit Seiner Geburt oder wurde erst durch Seine Erhöhung über die Erde offenbar. Sie begann in der Herrlichkeit, vor Seiner Menschwerdung, die nur ein Schritt auf dem [illegible]steigenden Pfade des Gehorsams gegenüber Gottes Willen war. Die Erniedrigung führte vom höchsten Platze des ganzen Alls zum niedrigsten, unter den Fluch des Kreuzes. Sie wird Ihn erhöhen zum Haupte der gesamten Schöpfung, die sich vor Ihm, als ihrem Meister und Herrn, verbeugen wird zur Herrlichkeit Gottes, des Vaters.

Für Christus bedeutete das Fleischwerden Erniedrigung. Paulus konnte sich seiner Beziehungen im Fleische rühmen. Sie verbürgten ihm alle Privilegien und Vorzüge, die allein seine Volksgenossen besaßen. Aber diese alle wurden verworfen, als er Christus nach dem Geiste und Seine himmlische Erhöhung erkannte.

J. Winteler.

Zucht.

Daß dieses Mittel in unsern christlichen Gemeinden und Häusern schon sehr abhanden gekommen ist, dafür sind tausendfache Beweise, denn wie sträubt sich die Menschheit, und besonders noch die Jugend heute gegen jede Zucht! Freiheit ist die Parole. Ihre Kräfte, ja ihre Persönlichkeit entwickeln will sie, und jede Zucht wird als Zwang aufgefaßt. Das ist die Auswirkung des Zeitgeistes, der vom Bösen ist. Der Geist Gottes ist ein Geist der Zucht. (2. Tim. 1, 7). Zuchtlosigkeit hat auch Kraftlosigkeit und Unfreiheit zur Folge, denn es ist kein Zeugnis von Kraft, wenn unsere Jugend in Sport und Spiel stecken bleibt, und darin schier Heldenhaftes leistet; Kraft zeigt sich in der Zurückhaltung von den Vergnügungen der Welt. Kraft zeigt sich in Enthaltung allerlei fleischlichen Lüsten, die wider die Seele streiten. Kraft zeigt sich im Tragen, ja im Vergeben des Bruders, der Schwester. Um das zu können, dazu gehört Zucht, Selbstzucht. Laß dich treiben vom Geist der Zucht und stelle dich freiwillig darunter, sonst wirst du niemals von wahrem Sieg in deinem Leben sagen können! Wo keine Selbstzucht geübt wird, da muß nach Jesu Wort (Matth. 18, 15—17) die Zucht durch den andern eintreten und schließlich die Zucht durch die Gemeinden. Das sind schmerzliche Eingriffe.

Aber wo werden sie noch (die Züchtigungen) nach dem wahren Sinne des Evangeliums ausgeübt? Oder wird sie von den Unzüchtigen jetziger Zeit geachtet? U[illegible] doch ist die Zucht eine Gottesgab[illegible]d Jesus fordert sie. Der Aposte[illegible] Paulus führt einen ernsten Kampf gegen Streitereien, wo es sich nur um Worte handelt (2. Tim. 2, 14). Ja er ordnet eine Strafe an, die in aller Sanftmut ausgeübt werden soll, wenn jemand sich hartnäckig gegen die bessere Erkenntnis des Wortes stellt. Mit solch einem Streiten will man gern die Unaufrichtigkeit des Herzens verdecken; und es ist besser, diese zänkischen Menschen hinauszutun, als sich immer wieder mit ihnen nutzlos herumzuschlagen. Sie stecken nur andere an, Vers 17.

Aber wie ist es mit dir Bruder oder Schwester? Wie ist es in deinem Hause? Ist es eine Lust, deine Ordnung zu sehen oder von deinem ordentlichen Lebenswandel zu hören? Oder bist du abends lange auf der Straße, oder gar im Kino oder bei Vergnügungen? Besinne dich? Kehre um! Mit heiliger Liebe verlangt die Schrift hier Zucht (2. Thess. 3, 14—15). Laßt uns betend hinter den Schwachen stehen, und besonders da, wo wir gezwungen sind, Zucht zu üben. An die Korinther schreibt der Apostel Paulus einmal: Ihr seid ein Brief Christi; nicht mit Tinte geschrieben, sondern mit dem Geist Gottes (2. Kor. 3, 3). Damit stellt er die Gläu[illegible]ls Vorbilder der [illegible]ne und die Welt hin. Hier verlangt er noch im besonderen vorbildliches Leben von den Führern und Leitenden und ihren Familien. Es sind wichtige Weisungen, die er da gibt. Laßt sie uns nur befolgen! Sie gelten auch den Gehilfen. Als man in der ersten Gemeinde zur Versorgung der Armen jemand sucht, mußten es Männer voll Geistes sein, die auch ein gutes Gerücht hatte (Apg. 6).

Wir stehen in einer Zeit, wo die Unzucht auf der Straße herumläuft. Der Blick fällt auf die unzüchtigen Bilder und Moden. Die Ohren müssen unzüchtige Dinge hören ohne zu wollen. Hier haben wir es mit der Unzucht in den eigenen Reihen zu tun. Die draußen in der Welt kennen es nicht anders. Aber was gehen uns die Draußen an? Wir dürfen es dennoch nicht dulden. Die Schrift fordert ein unerbittliches Ausscheiden aus der Gemeinde derer, die an der Sünde festhalten und sich nicht zurechtweisen lassen. Dazu gehören unverbesserliche Betrüger, Geizige, Verleumder, Trunkenbolde und Diebe. Sie sollen unter uns nicht zu finden sein, denn sie verunehren den Namen Jesu Christi. Aber durch die geübte Zucht darf das Vertrauen nicht leiden. Im Gegenteil: Rechte Zucht wird das Vertrauen fördern. Die Züchtigenden wollen ja nicht Herren über den Glauben sein, sondern Gehilfe ihrer Freude, die durch die Zucht eine reine wird. Und schließlich sollen die Gezüchteten die Liebe erkennen, die sich selbst nicht schont, sondern handelt, auch wenn es ihr Schmerz bereitet, denn so handelt Gott in seiner Liebe mit uns.

J. F.

Die Liebe zu Gott.

Und einer unter ihnen, ein Schriftgelehrter, versuchte ihn und sprach: Meister, welches ist das vornehmste Gebot im Gesetz? Jesus aber sprach zu ihm: „Du sollst lieben Gott deinem Herren, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte." Dies ist das vornehmste und größte Gebot. Das andere aber ist ihm gleich: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst." In diesen zwei Geboten hanget das ganze Gesetz und die Propheten (Matth. 22, 35—40).

Von wo kommt alles Elend und geistliche Qual? Nur von der Liebe, welche die Seele an Gegenstände bindet, welche man nicht immer haben kann, weil sie einer unaufhörlichen

Veränderung unterworfen sind. Die Leute fürchten und leiden nur um die von ihnen geliebten Gegenstände; und alle Beleidigung, Verdacht, Feindschaft — alles kommt von dieser Liebe zu Gegenständen, welche der Mensch niemals voll besitzen kann.

Nur die Liebe zu ewigen unendlichen Gegenständen gibt unserer Seele eine reine Freude; und zu diesem Heile sollen wir mit allen Kräften streben.

Und deshalb ist das höchste Heil des Menschen nicht nur abhängig von der Erkenntnis Gottes, sondern es besteht ganz aus ihr. Daß dieses so ist, ist aus dem zusehen, daß die Vervollkommnung des Menschen in dem Maße wächst, als der Gegenstand, den er über alles liebt, vollkommen ist. Infolge dessen ist es auch ganz klar, daß ein Mensch desto mehr vollkommen und teilhaftig der höchsten Seligkeit wird, jemehr er das Allervollkommenste liebt, d.h. Gott, und jemehr er sich dieser Liebe hingibt. Und deshalb besteht unser höchstes Heil und der Grund zu unserer Seligkeit nur in der Erkenntnis Gottes und in der Liebe zu Ihm. Wenn wir dieses erkennen, denn es ist wahrscheinlich, daß dieses das Mittel zur Erlangung des endlichen Ziels der menschlichen Bestrebungen ist, so kann und muß man dieses als das Gebot Gottes anerkennen, weil uns dieses Mittel selbst Gott, in dem Maße Er in unserer Seele lebt, vorschreibt. Und deshalb kann die Richtschnur, welche zu diesem Ziele führt, das Gebot Gottes oder das göttliche Gesetz genannt werden. Denn das Gesetz Gottes ist ja in dem einen Gebote enthalten: Gott als das höchste Heil zu lieben, d.h. nicht aus Furcht vor der Strafe und nicht aus Liebe zu einem anderen Gegenstande, sondern so, daß der Begriff von Gott, unser höchstes Heil ist, und die Liebe zu Ihm das endliche Ziel sei, zu welchem all unser Handeln gerichtet ist. Der fleischlich gesinnte Mensch versteht dieses nicht; diese Regel kommt ihm leer vor, weil er von Gott eine unvollkommene Vorstellung hat, und er kann in diesem nicht das höchste Heil sehen, denn was ihm hier geboten wird, ist nichts Fühlbares noch Angenehmes für das Gefühl, nicht das den Körper, die Quelle seiner Ergötzung, befriedigt; denn das angebotene Heil besteht bei ihm nur aus übersinnlichen Gedanken. Aber Leute, die es begreifen können, daß im Menschen nichts größer als die Erkenntnis Gottes ist und nichts vollkommener als eine reine Seele ist, werden unmöglich so denken.

Wenn wir uns dieses Gebot Gottes näher ansehen, so finden wir, erstens daß dieses Gebot Gottes ein allgemeines ist, d.h. allgemein allen Menschen, weil es aus der Natur aller Menschen genommen ist (Röm. 2, 14. 15; Hebr. 10, 16). Zweitens, daß dieses Gebot unabhängig von geschichtlichen Erzählungen ist, welcher Art sie auch sein mögen; weil dieses Gebot von Gott in die Seele des Menschen gelegt ist, wir finden es in der Seele Adams und so auch in einem jeden anderen Menschen, einerlei ob er allein oder unter seines gleichen lebt.

Drittens sehen wir auch, daß dieses natürliche göttliche Gebot der Liebe zu Gott von uns keine besondere gottesdienstliche Gebräuche fordert, d.h. solche Art Handlung, welche, wenn auch von allen ohne Unterschied, an und für sich gut gerechnet werden, nur die Kraft wie alle andern anerkannten Aufsätze hat; weil das geistliche Licht der Erkenntnis, welches in uns wohnt, nichts so was verlangt, welches wir nicht im Stande sind zu begreifen und uns klar als etwas Gutes und als ein Mittel, die Seligkeit zu erlangen, vorstellen können. Und viertens sehen wir zum Schlusse, daß die Belohnung für die Erfüllung des Gebotes Gottes, schon selbst das Gebot sein wird, d.h. die Erkenntnis Gottes und die reine, freie, unvergängliche Liebe zu Ihm. (1. Kor. 13, 8; 1. Joh. 5, 3.) Und die Strafe besteht schon hier darin, daß die, welche das Gebot Gottes nicht erfüllen, dieses Heil verlustig gehen; die Versklavung des Körpers und der Seele wechseln beständig und sind immer in Verwirrung.

Die Liebe zum Nächsten ohne die Liebe zu Gott, ist wie eine Pflanze ohne Wurzeln. Diese Liebe ist entweder eine Zuneigung zu Menschen, die uns gefallen, oder man sucht Ruhm bei den Menschen. Einige Leute sprechen: ich verstehe nicht, was es bedeutet, Gott zu lieben. Wer aber versteht, was es bedeutet, wen oder was, was es auch sein mag, zu lieben? Verstehen kann dieses nur der, der da liebet.

Wenn ein Mensch nicht weiß, was es bedeutet, die Kunst, oder die Bildung zu lieben, wie ist ihm dieses zu erklären, wenn er nicht weiß, was Kunst oder Bildung ist?

Und wie ist es ihm zu erklären, wenn er nicht nur nicht weiß, was Gott ist, sondern darauf stolz ist, daß er nicht Gott kennt.

Es gibt nur ein Mittel, um sich nicht vor Menschen zu fürchten, sich nicht vor dem Tode zu fürchten, nicht das Böse zu fürchten, nicht die elementare Kraft der Welt zu fürchten — und dieses Mittel besteht darin, sich nicht vor Gott zu fürchten, sondern Ihn zu lieben, (Römer 8, 15; 1. Joh. 4, 16—21) wie es der Heilige Geist in den Seelen wirkt.

Ein Leser.

Unversöhnlichkeit.

Matth. 18, 34 und 35: Sein Herr ward zornig und überantwortete ihn den Peinigern, bis daß er bezahlte alles, was er ihm schuldig war. Also wird euch mein himmlischer Vater auch tun, so ihr nicht vergebet von eurem Herzen ein jeglicher seinem Bruder seine Fehler.

Der Herr hat seine Jünger sehr oft vor Streit und Zank gewarnt und darauf hingewiesen, daß keiner, der selbst fehlerhaft ist, andere Fehlerhafte richten kann oder darf. Bei jedem Streit und Zank hat sich darum das Kind Gottes ernstlich zu prüfen, ob es nicht selbst schuldig oder doch mitschuldig an allem ist. Gottes Wort redet einen jeglichen unter uns mit „Du" an und sagt: „Du Heuchler, zieh' am ersten den Balken aus deinem Auge, darnach siehe zu, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest"! (Matth. 7, 5.) Darnach gibt Gott immer dem, zu welchem er spricht, die größere Schuld (Balken), und dem Abwesenden die kleinere (Splitter).

Wenn zwei Streitende die Stelle beide lesen, oder hören, so stehen sie auch beide, aber jeder für sich selbst, als der größere Schuldner da, denn jeder ehrliche Mensch, der Gottes Wort zu sich reden läßt, wird an sich selbst mehr Schuld nachweisen können als an seinem Nächsten, aus dem einfachen Grunde, daß er sich selbst sehr viel besser kennt und darum von sich sehr viel mehr Böses weiß als von seinem Nächsten.

So finden wir es durchweg, und wenn wir uns ehrlich vor Gott prüfen, so wird uns das Versöhnen viel leichter werden, als wenn wir bösen Gedanken in unserem Herzen Raum geben und schließlich nichts weiter mehr zu tun wissen, als belastendes Material gegen unseren Nächsten zu sammeln. Das tun wir ja doch nur, um ihn herabzusetzen, und geben damit zu, daß wir ihn vor unserem eigenen Gewissen höher stellen müssen als uns selbst, und daß Gott recht hat. Wir haben den Balken, und der Nächste hat nur den Splitter. Nun gehen wir eifrig daran, diesem Splitter so viel anzukleben, bis er zum ansehnlichen Balken wird.

So kann man natürlich nie zum Frieden kommen, und wo der Friede fehlt, da ist die Qual, unter welcher der zuerst leidet, der sich dem Frieden verschließt.

In dem Gleichnis vom Splitter und vom Balken sagt der Herr uns allen ganz deutlich, daß wir selbst das Meiste dazu tun können und sollen, daß Friede sei, und wenn alle Menschen die Schlichtung von Streitfragen mit der Selbstprüfung beginnen würden, so wäre damit auch das allermeiste schon gelöst, und Friede würde das Land erfüllen, wie Wasser das Meer bedeckt.

In unserem Text aber, im Gleichnis vom Schalksknecht und in allem, was in Matth. 18, 15 bis Ende gesagt ist, handelt es sich um unser Verhalten solchen gegenüber, die wirklich gesündigt, und sogar an uns gesündigt und das gute Verhältnis zwischen ihnen und uns gestört haben.

Auch da zeigt uns der Herr einen Weg, der in den allermeisten Fällen zum gewünschten Ziel, zum Frieden, führen würde, wenn wir ihn nur betreten und treu zuende wandeln wollten. Und er stellt es auch hier wiederum nicht für den, der gesündigt hat, sondern für den, an welchen sein Wort ergeht, als Grundregel auf, daß wir nie mit anderen über die Sünden unseres Nächsten sprechen sollen, wenn wir nicht zuerst mit ihm selber darüber gesprochen haben. Und dieses Sprechen und Ermahnen soll in aller Stille und mit aller Schonung geschehen: „Zwischen dir und ihm allein." Solche Durchsprachen werden zum Frieden führen, — wenn auch nicht immer. So kann man den Nächsten nicht nur seiner Schuld überführen, sondern ihm auch zeigen, daß man ihn dennoch lieb hat und seiner schonen will.

Kommt es anders, und der Sünder bleibt verstockt, so darf man auch zu anderen von der Sache sprechen, — aber nicht beim Geburtstagskaffe oder sonst beim Klatsch. Durch solches Afterreden wird die Sache nur schlimmer. Diejenigen, mit denen wir über die Sünden des Bruders sprechen, sollen nicht die Botschafter der Straße werden, sondern verantwortliche Zeugen, und darum müssen sie Gelegenheit haben, selbst in die Sache hineinzusehen, mit dem Sünder zu sprechen und sich selbst davon zu überzeugen, daß er böswillig dem Frieden entgegensteht. Aber auch dabei soll das Bemühen sein zu bessern und nicht nur Material gegen den Sünder zu sammeln, und nur wenn auch das nicht zum Ziel führt, darf die Angelegenheit vor der Gemeinde verhandelt werden. Und hier darf nur besprochen werden, was man weiß, — nicht was man mutmaßt, oder was die Leute auf der Straße und beim Klatsch reden, — nur das, was auf Zeugenaussage hin als Tatsache vorliegt. Eine Gemeindestunde ist nicht dazu da, sein Recht um jeden Preis durchzusetzen, auch nicht dazu, sich gegenseitig zu schelten und mit Schmutz zu bewerfen, sondern dazu, den Frieden wiederherzustellen, und gibt der Sünder sich dazu nicht her, steht der Gemeinde nicht Rede und Antwort oder bleibt verstockt, so soll man ihn halten „als einen Heiden und Zöllner". Das heißt aber nicht, daß wir ihn als einen Heiden und Zöllner verachten sollen. Nein, wiewohl er nun nicht mehr Sitz und Stimme in der Gemeinde hat, soll man ihn doch lieb behalten und an ihm als an einem außen stehenden Mission treiben.

Bekehrt sich der Sünder und will Vergebung haben, so sollen wir ihm vergeben und ihn trösten, daß er nicht in allzu große Traurigkeit versinkt, denn es ist genug, daß er von vielen also gestarft ist. — Unsere Stellung zu solchen Sachen hat Ewigkeitsbedeutung, und was wir auf Erden binden werden, soll auch im Himmel gebunden sein. Der Herr aber hat seine Gemeinde und deren Glieder nicht berufen zu binden, sondern den Gefangenen zu predigen, daß sie los sein sollen.

Petrus kommt das zu viel verlangt vor, und er will der Sache wenigstens eine Grenze gesetzt wissen. Ist es genug, wenn man seinem Nächsten siebenmal vergibt? Ob es genug ist, sagt ihm der Herr hier nicht, aber auf einer anderen Stelle steigert er die Zahl bis auf siebenzigmal sieben mal, d.h. bis in's Unendliche. In Lukas 7, 4 heißt es: „Wenn er siebenmal des Tages an dir sündigen würde und siebenmal des Tages wiederkäme zu dir und spräche: Es reut mich! so sollst du ihm vergeben!" — Hier aber erzählt er ihm das Gleichnis vom Schalksknecht, dem großen Schuldner vor Gott, — von Petrus selbst und von Dir und mir, liebe Seele, die wir bei gänzlicher persönlicher Verarmung unserem großen Herren die unerschwinglich hohe Summe von 10000 Talenten (d.i. ungefähr $10,500,000.00) schulden, — und un-

serem Nächsten, der uns, wenn es hoch kommt, im Vergleich dazu 100 Denare (d.i. ungefähr $18.00) schuldig ist, und dem wir nicht bedingungslos vergeben wollen, wie Gott uns bedingungslos vergeben hat. Dem Gleichnis fügt der Herr dann die ernste Warnung unseres Textes hinzu.

Uns ist der Weg also ganz klar gewiesen: Selbstprüfung zuerst, und wo wir gefehlt haben, Gott und Menschen um Vergebung bitten und gut machen, was noch gut zu machen ist. Hat der Bruder gesündigt, dann freundliches Ermahnen unter vier Augen, — im Beisein von Zeugen — und vor versammelter Gemeinde. Dann aber tägliche und stündliche Bereitwilligkeit zur Vergebung, wann immer der fehlende Bruder die Vergebung haben will. Ein Kind Gottes hat nie das Recht zur Rache. Es hat auch kein Recht, dem fehlenden Bruder etwas nachzutragen. Ich kann ja niemand meine Vergebung aufdrängen, der sie nicht selbst haben will, und wenn der Fehlende verstockt und unbeugsam bleibt, so ist das nicht unsere Schuld und kann unseren Frieden nicht stören. Aber wehe, wenn wir in unserem Herzen dem Nächsten fluchen, indem wir ihm Böses zuwünschen als Rache für die uns zugefügte Unbill, oder wenn wir gar selbst die Sache in die Hand nehmen und Böses mit Bösem vergelten und nicht bereit sind zu vergeben!

„Sein Herr ward zornig!"

Das muß eine schwere Sünde sein„ die den ewig gütigen Vater zu heiligem Zorn entflammen kann. Es gibt eine solche Sünde, und das ist die Unversöhnlichkeit. Der Schalksknecht war ein begnadigter Schuldner seines Herrn, und daß er seinem Mitknecht nicht vergibt, entflammt den heiligen Zorn des Herrn. Wie sollten wir doch darauf bedacht sein, des Herrn Zorn nicht auf uns herabzubeschwören!

Er überantwortete ihn den Peinigern.

Der Unversöhnliche wird immer selbst zuerst Pein leiden. Der Unfriede sitzt tief in ihm und läßt ihm keine Ruhe. Ein Unversöhnlicher, der seinem Mitknecht nicht vergeben kann, ist von Stund an den Peinigern ausgeliefert und kann nicht zur Ruhe kommen, bis er bezahlt hat alles, was er schuldig ist, und das ist beides: unerschwinglich viel und so wenig, daß es in einem Augenblick bezahlt sein kann. Mußt Du bezahlen, was Du Gott durch die Sünde schuldig geworden bist, dann ist die ewige Verdammnis und Qual Dein bitteres Los, denn niemals kannst Du es bezahlen. Aber Gott selbst hat Dir sehr leichte Bedingungen zur Abtragung der Schuld gestellt und Deine Schuld auf ein Minimum herabgesetzt: „Seid niemand nichts schuldig, als daß ihr euch untereinander liebt; denn wer den anderen liebt, der hat das Gesetz erfüllt." Sobald wir die Liebe walten lassen und vergeben, ist auch uns wieder vergeben, die Peiniger müssen von uns ablassen. Der Friede kehrt in uns ein und erfüllt uns Herz und Gemüt mit unaussprechlicher Seligkeit.

Es kann uns also niemand um Frieden und Seligkeit bringen als nur wir selbst. Wir sind sicher, so lange wir, wie unser Text sagt, von unserem Herzen ein jeglicher seinem Bruder seine Fehler vergeben, sobald er Vergebung haben will, — und stets versöhnlich und zur Vergebung bereit sind, so lange er im Irrtum seines Herzens einhergeht und seine Schuld leugnet. Seine Stunde wird schlagen, und sie soll uns zum Frieden bereit finden.

Nun wird man aber fragen, wie es in den schweren Fällen gehalten werden soll, wo jeder wirklich glaubt, er sei im Rechten, und der andere habe gefehlt, und wo niemand seine Schuld eingestehen kann, ohne unwahr zu sein und gegen seine eigene Ueberzeugung zu sprechen.

Wo es so steht, da wird sich die Sache immer besprechen und schlichten lassen, und wenn nur beide Teile den Frieden wollen, so wird auch Friede werden und bleiben, trotzdem beide bei ihrer Erkenntnis bleiben. Liegt Schuld vor, so wird sie in solchen Fällen immer auf der Seite desjenigen zu suchen sein, der unversöhnlich bleibt, und nicht unbedingt, sondern nur unter der Bedingung vergeben will, daß er recht behält.

Uns ist ein Weg gewiesen, auf welchem wir auch mit dem im Frieden wandeln können, mit dem wir uns beim besten Willen nicht einverstanden erklären können, — auf welchem uns auch der den Frieden nicht stören kann, der seine Schuld vielleicht gegen seine eigene bessere Erkenntnis heuchlerisch leugnet. Diesen Weg finden wir in 1. Kor. 4, 3—5 ganz genau beschrieben, wo es heißt: „Mir ist es ein Geringes, daß ich von euch gerichtet werde oder von einem menschlichen Tage; auch richte ich mich selbst nicht. Denn ich bin mir nichts bewußt, aber darin bin ich nicht gerechtfertig; — (Es wäre also immer noch möglich, daß die Schuld auf meiner Seite liegt, wenn ich sie auch noch nicht sehen kann) — der Herr ist es aber, der mich richtet. Darum richtet nicht vor der Zeit, bis der Herr kommt, welcher auch wird an's Licht bringen, was im Finstern verborgen ist, und den Rat des Herzens offenbaren; alsdann wird einem jeglichen von Gott Lob widerfahren."

Mit dem letzten Satz will der Apostel sagen, daß ein jeglicher freigesprochen wird, der bereit ist, sich unter Gottes Gericht zu stellen und Gottes Urteil über sich anzuerkennen, — und der dem Nächsten, mit dem er nicht stimmt, dasselbe Recht zubilligt und sich nicht an ihm rächt, nicht vor der Zeit von sich aus richtet, sondern auch seines Gegners Sache dem kommenden Herrn anheim stellt.

Die so stehen, sind ja beide nicht vollkommen, aber sie sehen das auch ein und werden zur Vollendung heranwachsen, weil sie sich dem übergeben, der das gute Werk in ihnen angefangen hat und es auch vollführen wird bis auf jenen Tag. Bis dahin können sich solche Menschen in Geduld und Liebe tragen, und ihr Friede bleibt trotz der gegensätzlichen Erkenntnis ungestört.

Können wir beten: „Vater, vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern!"?

Gott gebe uns in Christo Jesu den Gehorsam, die Liebe und Geduld, aus der man von Herzen so beten und Frieden finden kann! Amen.

Jacob H. Janzen.

Zur Kenntnisnahme für Alberta.

Nachfolgender Brief ist heute an alle Vorstände der Gemeinden gegangen. Sollten wo alleinstehende Familien wohnen und deren Söhne den Aufruf erhalten, so möchten sie sich eilend an die nächste Gemeinde wenden um den nötigen Aufschluß zu erhalten.

Dezember 31. 1940.

An die Vorstände der verschiedenen Mennoniten Gemeinden in Alberta.

Teure Brüder in dem Herrn!

Laut Nachrichten gingen am 28. Dezember 1940 die brieflichen Aufrufe an weitere 2500 oder mehr Rekruten, damit sie für den 10. Januar für die 30 Tage Uebungen erscheinen. Es ist ja möglich, daß einer und der andere der Unsern auch den Aufruf erhält. Zwar erhielt ich auf meine diesbezügliche Anfrage in Edmonton den Bescheid, daß unsere menn. Jünglinge einstweilen nicht gefordert werden, da von Ottawa ihretwegen noch keine Verordnung eingetroffen ist. Auf alle Fälle bitte ich in allen Gemeinden die jungen Leute aufmerksam zu machen, daß jeder, der einen Aufruf erhält, nach beigelegter Form um Aufschub bittet bis zu den Uebungen der Mennoniten als Sanitäre — „ambulance workers". Ob auch schon Einberufungen der Jahrgänge 23 und 24 vorkommen, bin ich nicht gut klar.

Doch bitte ich sehr, sofort alle Listen dieser zwei Jahrgänge vorzustellen, damit ich sie wohin gehörig einsenden kann. Es ist gut, wenn es von unserer Seite nicht fehlt. Auf eine frühere diesbezügliche Aufforderung habe ich sehr wenig Listen erhalten. Also — 23 und 24 — Wohnort und die Geburtsdaten, wie früher.

An einigen Orten hat man mit Unterweisungen der Jünglinge für ein etwaiges Verhör begonnen. Das ist sehr gut und bitten wir allerorten das zu tun. — Betone nochmals, daß man sofort nach Edmonton schreiben möchte, wenn jemand aus Irrtum eine Vorladung erhält.

Bemerke noch, daß es für diese 30 Tage Uebungen keine Klassen oder Familienrechte gibt. Sollte später der ständige Dienst kommen, so werden Familienrechte für gewisse Kategorien eingeräumt werden.

Mit brüderlichem Gruß,

B. B. Janz.

Wie erkenne ich Jesus.

Wer von uns Christen hat nicht schon mal in seinem Leben gleich dem Zölner Zachäus, begehrt Jesum zu sehen? Und wie singen wir in dem einen Liede so schön: „Hätt' ich gewohnt an jenem Ort, ich weiß was dann gescheh'n, der Herr hätt' müssen auf mein Wort, zu meinem Haus eingeh'n". Es kommt uns so herrlich vor, wenn wir damals mit Jesus zusammen hätten leben können. Haben wir nicht viel Ursache anzunehmen, daß wir unseren lieben Herrn nicht gerade so verkannt würden haben, wie wir ihn heute oft verkennen. Jesus sagt in seiner Rede vom jüngsten Gericht: „Wahrlich ich sage euch, was ihr nicht getan habt einem unter diesen Geringsten, daß habt ihr mir auch nicht getan."

Es war im Jahre 1917 als ich mit vielen Millionen Christen eingezogen wurde an einem Kriege teilzunehmen, wo sich unsere Glaubensgenossen, auf einer mörderischen Weise das Leben nahmen. Ich sah die verstimmelten Körper derer die vom Kriegsschauplatze kamen, ich sah Männer, die durch die Zerrüttung des Ehelebens, der Versuchung unterlagen und als Lohn unheilbare Krankheiten davon trugen. Ich sah ganze Eisenbahnzüge verwundete und kranke Soldaten von der Front kommen. Ich war behilflich im Ausladen, Umkleiden, Verbinden, Bereinigen, in die Krankenhäuser bringen und sprach mit ihnen von ihren Entbehrungen und großen Not. Ich sah, daß das alles ein Wahn sei, was man da den Menschen durch irreführende Literatur und übertriebene Erzählungen von einem glänzenden Soldatenleben vorgemacht hatte.

Muß hier einfügen, daß ich mit noch 32 Mennoniten und einigen Russen in der Niederlage des Roten Kreuzes zu Moskau als Sanitäre dienten. Wir Mennoniten waren beinahe alles Männer von 32—34 Jahren. Sechs waren unverheiratet. Sie hörten zur größten Mehrheit zur Kirchengemeinde aber auch einige zur M. B. Gemeinde. Was die Sittlichkeit im Vergleiche zu unseren russischen Kameraden anbelangt, so muß ich sagen, alle Ehrfurcht vor diesen Söhne Mennos, denn so viel ich weiß, hat keiner unserem mennonitischen Namen Schande gemacht. Dieses ist besonderer Segen unserer Vorfahren. Es tut mir von Herzen leid, daß es keinen von diesen meinen Kameraden vergönnt ist, diese meine Zeilen zu lesen. Sie schmachten noch alle in Rußland, einige auf der Flucht, andere in der Verbannung und einige schon vor Hunger gestorben.

Moskau ist eine Großstadt von über zwei Millionen Menschen. Besonders in der Zeit des Krieges ging die Zahl der Einwohner weit über diese Ziffer und die Stadt war stark übervölkert. Doch wenig anziehend war sie für einen Sohn des Landes, der mit der Natur noch nicht völlig gebrochen hatte. Als dann die große Täuschung des Volkes am Kriege, den Sturz des Kaisers herbeiführte, und die blutige Revolution über unseren Häuptern ging, wo alle Macht, Rechte, Gesetze, Glaube und Sitten erschüttert wurden und vieles über den Haufen geworfen wurde, da sah ich die Nichtigkeit dieser Welt und erkannte erst recht, daß die Weisheit dieser Welt Torheit vor Gott ist, und daß die Menschen sich selber verderben.

(Schluß auf Seite 11.)

Mennonitische Geschichte

Die kanadisch-mennonitische Forschung.

Ich meine hier speziell die Mennoniten Canadas Ihrer ist heute eine ziemlich hohe Ziffer — es müssen doch wohl nahe an 90 000 sein — und die können schon eine Geschichte haben in nahezu 70 Jahren. Von den Altmennoniten in Ontario ist mir sehr wenig bekannt: ich weiß nicht einmal, wann sie aus den Staaten hereinkamen, und wie groß ihre Zahl ist. Das hiesige Archiv hat sich bis dahin in der Hauptsache mit der Geschichte der Mennoniten in Rußland befaßt. Aber es war schon längst einmal an der Zeit, auch hiezulande die Forschung aufzunehmen. Laßt uns das heute tun, umsomehr da uns Europa gegenwärtig so ferne gerückt und schwer zugänglich ist. Die russische Geschichte ist übrigens noch lange nicht erschöpft; und wer etwas aus ihr bringen will, ist herzlich willkommen. Wir wollen ihrer noch lange nicht vergessen.

Also, wie gesagt, der Mennoniten in Canada sind nicht wenig, und da sollte es auch schon etwas zu erzählen geben. Und wir sind hier in Canada glücklicherweise nicht einmal weit von dem Anfang entfernt, und noch sind hie und da einige von den Alten am Leben, die noch in der alten Heimat geboren wurden, die also noch die alte Heimat gesehen und sie teilweise in der Erinnerung haben, und die mit herüberkommen und hier beim Anfangen fleißig Hand anlegten; die unter Umständen durch viel Leid, Trübsal und bittere Erfahrungen gegangen sind, Mißwachs und Heuschrecken, Hunger und Kälte und Krankheit und Tod gesehen haben; und die vielleicht in stiller Nächte Stunden geseufzt haben mögen: „Gott, könnte ich nur noch einmal die Lieben in der fernen Heimat wiedersehen!" Und es stimmt mich immer wehmütig, wenn ich hie und da von einem alten Pilger höre, der in die obere Heimat abgeschoben wird und einen großen Schatz von Erinnerungen mit sich in's Grab nimmt. Und es sind vielleicht sehr wertvolle Erinnerungen.

Auf welche Linien hätte sich nun wohl diese kanadisch-mennonitische Forschung zu bewegen? Freude hat mir vor einigen Jahren die Jubiläumsschrift gemacht, die in Steinbach anläßlich der 60-Jahr-Feier gedruckt wurde. — Dieselbe ist reich an Inhalt und gibt nebenbei allerlei Winke, wie man seine Geschichte erforschen soll. Ob es noch sonstwo derartige Schriften gibt? Bedeutungsvoll sind auch die Korrespondenzen, die in regelmäßigen Abständen in unseren lokalen Blättern — „Steinbacher Post" und „Rundschau" — abgedruckt wurden und auch jetzt noch werden, und die allerlei Mitteilungen aus der alten Geschichte geben. Auch sonst höre ich von allerlei Material (Tagebüchern, Briefen, Dokumenten und sonstigen Schriften). Es müßte eine Lust sein, sich einmal so recht von Herzen in die Geschichte der kanadischen Mennoniten zu vertiefen, alten Erinnerungen nachzugehen und verflossenen Ereignissen nachzuspüren. Wie bald nach der Einwanderung haben Mennoniten mit einer eigenen Presse angefangen? Welches waren die Monats- oder Wochenschriften, die zuerst gedruckt wurden? Sind noch Jahrgänge von denselben vorhanden, oder vielleicht auch nur Einzelnummern?

Wenn wir unsere Geschichte studieren, was dürfte da wohl Gegenstand der Forschung sei? Fangen wir einmal mit der Auswanderung von Rußland an und mit den Gründen für dieselbe. Noch unlängst las ich in dem Geschichtswerke von P. M. Friesen über die Abwanderung nach: wie die Wehrpflicht in Rußland als drohendes Gespenst auftauchte, und wie die Gemeinden bemüht waren, alte zugesicherte Rechte aufrecht zu erhalten; wie sich die Meinungen darüber teilten, und wie es schließlich zur Trennung kam. Das war der russische Standpunkt; wichtig ist zu erfahren, wie die abgewanderte Partei sich zu dieser Frage stellte. Merkwürdig ist, wie heute in Canada die beiden Strömungen wieder zusammentreffen, und wie es heute nach beinahe 70 Jahren zwischen den beiden Gruppen, nachdem jede ihren eigenen Weg der Entwicklung gehabt, wieder zu Auseinandersetzungen kommt. Merkwürdig ist auch, daß die Alteinsässigen ziemlich entschieden an dem uralten Prinzip das „Hände weg in jedweder Beziehung!" stehen, während die Neuen sich für einen Ersatzdienst erklären. Und die jungen Leute haben sich bereits über ihr Verhalten zum Waffendienst und zum waffenlosen Dienst erklären müssen. Es sind hochbedeutende Vorgänge und schwerwiegende Entscheidungen mußten getroffen werden. Mennoniten stehen vielleicht an einem Wendepunkt, und es ist intressant in dieser Zeit zu leben. Und es kann mancherlei historisches Material geben: Briefe, Berichte, Protokolle, private Mitteilungen, Beurteilungen usw. Wenn doch nichts von dem Material verloren gehen möchte!

Anmerkung. Man hat den Archivar totmachen wollen; der hier schreibt, ist ein Privatmann.

B. Schellenberg.

Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade, Ebr. 13, 9.

Der Apostel schrieb dieses Wort an die Ebräer inbezug der rechtschafenen Lehre. In den vorhergehenden Kapiteln zeigt er den Ebräern Christum, in der Vergangenheit, Gegenwart und in der Zukunft wie er denn auch sagt in Vers 8 „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit. Im Schlußkapitel spricht er das prophetische Wort aus: „Ich will dich nicht verlassen noch versäumen" Josua 1, 5, so daß wir getrost sagen dürfen: der Herr ist unser Helfer, was können uns Menschen tun? Auch in dieser schweren Sonderzeit, die wir erleben, in die wir hineingehen, wo mancher Bruder und manche Schwester vor die Frage gestellt werden, wie sie zur Wehrfrage stehen, sich zu verantworten. Da tut es Not, daß wir fest auf unserm Glaubensgrund stehen. Als Mennoniten bekennen wir ja, daß wir laut dem Worte Gottes und dem Gewissen wehrlos sind, leben in dem Glauben, das Menschenleben nicht zu vernichten, sondern zu erhalten, wozu folgende Schriftstellen zu lesen sind: 1. Mose 4, 10; 9, 5—6; Matth. 26, 52; 2. Mose 21, 12; Matth. 5, 21—22; Jak. 2, 11; 2. Mose 20, 13; 2. Kor. 13, 4—7, so auch manche andere Schriftworte, die den direkten Verbot bekunden in irgend einer Weise, gewalttätig gegen andere Menschen zu sein. Da sich aber unser Volk in den letzten Jahrhunderten sehr vermehrt u. in fast allen Ländern Gruppen von Mennoniten ansässig sind, haben mache es unterlassen für die Zukunft zu bauen, sind lose geworden und einem andern nachgeeilt und werden großes Herzeleid haben. Die größten Gruppen Mennoniten befinden sich in Nord Amerika und Rußland. In der Vorkriegszeit gab es ungefähr 100,000 in Rußland, 80,000 in Nord Amerika. Da in Friedenszeiten die Wehrfrage nicht in Frage kam, hat man auch nicht Stellung dazu genommen. Auf manchen Stellen hat man sich direkt versündigt. Im groken und ganzen sind wir zu weit in manchen Dingen mit der Welt verwickelt worden, von Zeit zu Zeit sind wir aber doch Aufgerüttelt worden und haben das von den Vätern ererbte Gut wieder erworben um es zu besitzen. Wenn manche denken wir müssen was tun, um denen zu helfen, denen man laut Privilegium die selben Sonderrechte nicht einräumt. So ist das absurd und Unwissenheit. Gottes Wort, ist ja unseres Fußes Leuchte und ein Licht auf unserm Weg. So hoben auch unsere Väter nie müßig gestanden in Zeiten der Not, sondern haben kräftig sich betätigt. Schon in den Niedrungen Hollands wo sie ansässig waren, und an den Ostprovinzen Danzigs, in jenen früheren Tagen der Religionsfäde, haben unsre Väter sich wohltätig an Feind und Freund erwiesen, so auch ganz besonders die Hugenoten in Frankreich haben sich nach dieser Seite wie die Geschichte berichtet ganz besonders ausgezeichnet. Manche von ihnen sind später auf der Flucht von unserm Volk aufgenommen worden und haben sich vermischt, so haben wir auch jetzt noch manche französische Namen unter uns. Der erste Ersatzdienst den wir geleistet, geschah im Krimkrieg 1837—1878, man nannte es die Podwodzeit. Viel Anerkennung ist unserm Volk damals zuteil geworden, wegen Treu und Ausdauer. In manchen Werken von jener Zeit liest man oft den Namen Totleben, der ein Gönner und Bewunderer unseres Volkes war. Auch im großen Kriege 1914 haben wir gedient in der Gabe, die uns gegeben (1. Petri 4, 10). In Amerika hat man viel gespendet fürs Rote Kreuz und Hilfswerk der Mennoniten in der Nachkriegszeit, es ist über eine Million Dollar wert in Sachen und Geld nach Uebersee gesand worden, viel Elend und Not gelindert worden, manches Leben erhalten das am erlöschen war. Die Rußland-Mennoniten aber haben einen Sonderdienst geleistet als Sanitäre in Hospitälern, Transportzügen, Forsteien und Kanzleien, überall waren die Mennoniten auf verantwortlichen Posten, das Talent dieses hatte Respekt bei dem Volk und Regierung. War der wehrlose Dienst doch der Schwerere ganz besonders für die Sanitäre in der Ersthilfe, waren in Gefahr des Todes dazu ein harter Dienst, so waren aus unserm Dorf das 28 Höfe zählte, so bei 40 Mann draußen. Manche sind nicht wieder zurückgekehrt, viele wurden durch ansteckende Krankheit dahingeraft, andere fielen in der Kriegsaktion. Heute stehen wir wieder vor der Frage, was wollen wir tun? Es dürfte uns nicht schwer werden, zu wählen. Wir wissen unsere Aufgabe. Auf unsre Glaubensväter, auf Gottes Wort gestützt sagen, wir wollen ohne unser Gewissen zu verletzen helfen, daheim mit Geld und Gut zur Notdurft der Obdachlosen, Witwen und Waisen, draußen unsre Jungmannschaft in der ersten Hilfe als Sanitäre. Lasset uns Gutes tun und nicht müde werden an jedermann (Gal. 6, 9—10). Grund unsers Glaubens aber sollen und müssen wir jedermann geben können. Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade. Wir dürfen nicht die Not der Menschen vorbei gehen lassen. Wir sind ein darreichendes Volk (2. Petri 1, 5—7). Wenn wir dorüber nachsinnen, wird es uns groß werden, wozu Gott uns berufen, seine Handlanger zu sein, unser Alles in seinen Dienst zu stellen, dieses zu wissen, darinnen fest zu sein ist Gnade von Gott.

Ich wünsch, o Herr, ein Herz das alle liebt,
Und das o Herr, dem größten Feind vergibt.
Ich wünsch o Herr, ein Herz voll Geisteskraft,
Das durch dein Wort, hier deine Wunder schaft.
Ein Herz wie dein's Herr, sei auch meines
Ein Herz so weiß wie Schnee,
Um dieses Herr, herzinnig ich dich fleh'.

Das schenke der Herr unser Gott unsern Schwestern und Brüdern aus Gnaden. Amen.

Peter P. Isaac.

Aus dem Leserkreise.

Winnipeg, Man.

Möchte den lieben Lesern der Rundschau etwas über unsern Weihnachtsabend im Missionskränzchen mitteilen, der in der Kirche am 26. Dezember, abends, stattfand. Weihnachtlich-festlich waren die langen Tische gedeckt und geschmückt. Unsere Leiterin, Schw. Nic. Neufeld, eröffnete das Programm mit Gebet und Verlesen der Weihnachtsgeschichte aus Lukas 2. Dann wurden abwechselnd Lieder und Gedichte und ein Musikstück gebracht, meistens freiwillig. Wir hatten unter andern l. Gästen auch Schw. H. Bartsch in un-

serer Mitte. Die teilte uns etliche ihrer persönlichen Erfahrungen mit, erwähnte unter anderm, wie viel mal wir in der Bibel das Wörtchen „warten" finden könnten. Es heißt so oft „er" oder „sie" warteten! Gerade so wie früher schon im alten Bunde Männer und Mägde Gottes haben warten müssen, so läßt der liebe Gott heute noch manche seiner Kinder oft lange auf die Erhörung ihrer Gebete warten. Auch sie frage immer wieder: „Herr wie lange noch willst du mich warten lassen auf die Wiedervereinigung mit meinem Manne?" Zur Ehre Gottes durfte sie aber bekennen, daß sie Mut und Gottvertrauen nicht verloren habe; denn sie wisse sich in des Herrn Hand, der das Licht den Gerechten immer wieder scheinen läßt und Freude den frommen Herzen, diesen Schwestern zum Trost auch sagte.

In Gedanken versetzten wir uns alle wohl noch einmal in unsere Kindheit, wo liebende Eltern uns das Christfest so schön machten — so schön! Fast deucht es mir, daß wir Eltern von heute nicht fähig sind unsern Kindern das Weihnachtsfest so schön zu machen. — —

Dies alles liegt hinter uns, wie ein kurzer goldener Traum, — wieder und immer noch stehn wir in der Welt — die nackte Wirklichkeit vor und um uns und versuchen das Beste aus unserm Leben zu machen, um etwas zu sein zu Lobe seiner herrlichen Gnade, zum Segen der Menschheit. O daß unsere Kinder, die der Herr uns anvertraut etwas mitbekommen könnten von dem Segen, den wir von unsern Eltern empfangen und auch ihnen noch nach Jahren das Herz warm würde, rückerinnernd der schönen Weihnachten im Elternhaus!

Als das Programm beendigt, wurde Kaffe getrunken, die Geschenke verteilt, dann noch das Lied „Stille Nacht, heil'ge Nacht" gesungen, und ein schöner Abend fand seinen Abschluß!

Wünsche der Leiterin, so wie allen Schwestern viel Mut, Kraft und Freude zur weitern Arbeit im Dienste des Herrn. Es ist eine Arbeit, die in Treue getan, ihren Lohn haben wird im Himmel, und zum großen Segen ist für die Gemeinde und alle Menschen schon hier auf Erden. Möge der Herr noch viele Herzen willig machen, sich in seine Reihen zu stellen, auf daß sein Reich gebaut wird, und er bald kommen könnte die Seinen abzuholen!

Grüßend

Maria Neufeld.

Jordan Station, Ontario.

Gestern Abend, den 22. Dezember, dienten die Schüler unserer Tagesbibelschule mit einem guten Programm. Zuerst spielten und sangen die Schüler „Leise rieselt der Schnee" und „Welch ein Jubel, welche Freude". Br. H. Wiebe machte die Einleitung mit 1. Tim. 3, 1; Röm. 3, 23, einer kurzen Ansprache und Gebet. „Raum für Jesus in meinem Herzen", sangen darauf die Schüler. Die Weihnachtsgeschichte nach Luk. 1 wurde fehlerlos aufgesagt. Dann folgte wieder ein Lied: „Breitet aus die frohe Kunde". Weihnachten im Dichtermund, war auch gut. Dann kam das Lied in englisch, „Wonder". Im Gespräch: „Mehr Freude" wurde uns der Unterschied zwischen den Weltfreuden und der wahren Freude in Jesus gezeigt und im Liede „Freuet euch" die Aufforderung uns im geschenkten Heil zu freuen. Die Bibelsprüche in deutsch und englisch: Jes. 53, 6; 2. Kor. 5, 21; Joh. 3, 36; Joh. 5, 24; Apg. 2, 36; 1. Tim. 3, 1; 2. Tim. 2, 21; Phil. 1, 21; Luk. 19, 4; 1. Joh. 4, 19, waren recht passend gewählt. Joh. Heidebrecht brachte ein Solo mit Klavierbegleitung und Br. Boldt sprach den Wunsch aus, daß er einst zur Rettung anderer Seelen singen möchte. Im Gespräch „Wie heiligen wir den Sonntag?", zeigten uns mehrere Schüler, was eigentlich den Sonntag heiligen meint. Das Lied „Das heilige Buch" folgte und Lehrer Br. Boldt erzählte etwas aus dem Leben der Schule, wies auch darauf hin, daß die Schule ohne Mithilfe der Gemeinde nicht bestehen kann. Während die Schüler die Lieder: „Die Hirten sie waren im Felde" und „Ich bin so froh, daß Jesus mich liebt", spielten und sangen wurde die Kollekte gehoben. Zum Schlusse sprach Lehrer Voth über Luk. 2, 19 und bat alles Gehörte zu bewahren und zu bewegen im Herzen.

K. Janzen.

? Wer kennt ?

meinen Bruder Isaak Koop, stammend aus Umenzowo (H. Schröders Chutor, Molotschna). Er wanderte etwa 1926 aus Rußland nach Canada aus und ich habe seine Spur verloren. Ich wäre dankbar, wenn ich seine Adresse erfahren könnte.

Witwe Kath. Goossen
Kol. Fernheim, Philadelphia, Chaco, Paraguay, S.A.
—Menno Blatt.

Ein Bild des Elends.

Der das Ohr gepflanzt hat, sollte der nicht hören? Der das Auge gemacht hat, sollte der nicht sehen?

So fragt man sich, wenn man vor solch ein Bild des Elends gestellt wird, wie wir es in den jüngsten Tagen erlebten.

Ein regnerischer Sonnabend Nachmittag hatte uns zu einem Mittagschläfchen getrieben. Doch wurden wir bald gestört, denn ein lieber brauner Gast wurde von unsern Kindern angemeldet. Es war der in unserer Kolonie vielen bekannte kleine Indianer Kozike „Karapai". Ich komme zu ihm in die Küche, wo er sich am Herdfeuer wärmt. Nach einer freundlichen Begrüßung teilt er mir mit, daß er auf der Jagd einen alten, blinden, fast verhungerten Chulipi-Indianer im Busch gefunden habe. Er habe ihm dann Wasser und etliche Bataten gebracht. Also, für diesen Tag hatte er ja Nahrung, so dachten wir und ließen uns vom Regen zurückhalten, nach dem Wilden zu schauen.

Doch Sonntag, nach dem Gottesdienst, machte ich mich auf den Weg, zusammen mit einem jungen Bruder, um den Armen zu suchen. Zunächst gingen wir zu dem in der Nähe liegenden Lengua-Lager, um einen Begleiter mitzunehmen, der uns den Ort zeigen sollte. Da die Männer auf die Jagd gegangen waren, baten wir etliche Burschen und Mädel, doch mitzukommen. Diese ließen sich nicht lange bitten, obzwar sie selber den Alten noch nicht gesehen hatten. So drangen wir denn zusammen mit der braunen Jugend etwa 600 m in den Busch, nach dem von dem Häuptling bezeichneten Ort, wo sich ein fast ausgetrocknetes Wasserloch befand. Hier rechts, hatte er gesagt, mußte der Ort sein. Doch nichts war zu sehen noch zu hören.

Nach einem stillen Schweigen und Horchen hören wir etwa 20—30 m von uns ein Husten. „Da muß er sein", rufen wir und eilen auf diese Richtung zu. Bald bemerken wir vor uns sehr geringe Indianersachen: eine Kanne, eine Blechdose, ein Stück Sacktuch u.a., aber wo ist endlich die alte Gestalt? Wir treten näher, unsere Augen durchspähen den Busch, da endlich; was ist denn aber da unter dem kleinen Sacklappen? Unmöglich kann darunter ein Mensch sein; es ist doch nur so ein kleines Häufchen. Doch als wir genauer hinsehen, da bemerken wir schwarzgraues Haar und endlich ein von der Asche graues Gesicht, denn der Ärmste hatte sich ganz in der warmen Asche vor der Kälte geschützt. Die blinden Augen triefsten von Nässe und Schmutz. So lag er da, von seinem Weibe, seinen Söhnen und Freunden verlassen, wohl dem Hungertode preisgegeben, wie man es bei diesen Wilden zu tun pflegt, wenn die Alten gebrechlich werden und nicht mehr weiterkommen, um sich nicht länger zu quälen und auch der Sippe nicht weiter zur Last zu fallen. — — —

Weil der Alte nicht sehen konnte, legten wir ihm etwas Brot in die Hand, welches er gierig in den Mund steckte. Die braune Jugend hatte ohne unser Wissen Feuer mitgebracht, welches in der Nähe des Alten angeschürt wurde. Schnell schaffte man trockenes Holz herbei und bald loderte ein lustiges Feuer. Die Jammergestalt richtete sich langsam auf und drehte sich nach dem Feuer mit den Worten: „Brot ist gut! Feuer ist gut." Als der Indianer nun das Brot verzehrt hat, greift er zu den Erdnüssen, die wir mitgebracht, aber seine schwachen Hände vermögen kaum, etliche Nüsse aufzubrechen. Schnell greifen die Jungens und Mädels zu und bald ist das Säckchen enthüllst. Der Alte zerstampft die Nüsse dann langsam in seinem Topf zu Brei und lobt nochmals die Mahlzeit und das Feuer. Wir entfernen uns wieder. —

Am nächsten Tage wurde der Arme von unserm Lehrer M. Dürksen zu Geschw. Fr. Dürksens geholt, die ihn in Pflege nahmen. Dort wurde er zunächst einmal vom Lehrer gut abgewaschen. Nach etlichen Wochen kommt eine braune Greisin mit 2 Söhnen und einer Schwiegertochter ins Dorf und wird gewahr, daß ihr Mann bei uns Mennoniten ist. Sie sucht ihn auf und spricht mit ihm. Darauf äußert er sein Verlangen, wieder mit seiner Familie in den Busch zu gehen, worauf man ihn auf einem Fuhrwerk dorthin bringt. Seine Alte verspricht es auch, ihn nicht wieder allein zu lassen. Doch muß er ferner von uns beobachtet werden.

Gott helfe uns, damit wir unsere Aufgaben erkennen möchten, auch hier im Heidenland durch Fürbitte, durch physische Opfer mit unserm Scherflein!

„Was du tat'st an den Aermsten der Brüder, das hast du getan auch an mir!"

A. Giesbrecht, Gnadenheim.
—Menno Blatt.

Die
Mennonitische Rundschau
Herausgegeben von
The Christian Press, Limited
Winnipeg, Man., Canada
H. Neufeld, Editor.

Erscheint jeden Mittwoch.

Abonnementspreis für das Jahr bei Vorausbezahlung: $1.25
Zusammen mit dem Christlichen Jugendfreund $1.50
Bei Adressenveränderung gebe man auch die alte Adresse an.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe richte man an:

THE CHRISTIAN PRESS, LTD.,
672 Arlington St.,
Winnipeg, Man., Canada

Entered at Winnipeg Post Office as second-class matter.

Zur Beachtung

1. Kurze Bekanntmachungen und Anzeigen müssen spätestens Sonnabend für die nächste Ausgabe einlaufen.
2. Um Verzögerung in der Zusendung der Zeitungen zu vermeiden gebe man bei Adressenänderungen neben dem Namen der neuen auch den der alten Poststation an.
3. Weiter ersuchen wir unsere Leser dem gelben Zettel auf der Zeitung volle Aufmerksamkeit zu schenken. Auf demselben findet jeder neben seinem Namen auch das Datum, bis wann das betreffende Abonnement bezahlt ist. Auch dient dieser Zettel unseren Lesern als Bescheinigung für die eingezahlten Lesegelder, welches durch die Aenderung des Datums angedeutet wird.
4. Berichte und Artikel, die in unseren Blättern erscheinen sollen, möchte man auf besondere Blätter und nicht mit anderen geschäftlichen Bemerkungen zusammen auf ein Blatt schreiben.

Der Wächter.

Ich erwachte etwas erregt. Die Uhr schlug vier. Ein Bild stand vor meinem Geiste, wie wenn ichs im Traume gesehen hätte:

Ein herrlicher Saal. Der Fußboden war von prächtigen, mit Gold durchwirkten Teppichen gelegt. Die Decke oben war gleich einem gestirnten Himmel. Die Wände um und um strahlten in den verschiedensten Farben gleich der untergehenden Sonne, wenn sie ihre Strahlen an dem abenlichen Gewölk bricht. „Wie schön!" seufzte ich. Inmitten dieser Behausung standen lange Tische gedeckt mit etlichen Kostbarkeiten. An jeder Seite der Tische standen Stühle. Viele davon waren besetzt. Der Hausherr stand im Hintergrunde, königlich anzusehen. Er erteilte Anordnungen, empfing die Gäste beim Eintritt und hieß sie willkommen. Es herrschte große Freude und jeglicher Kummer war vergessen.

Als der Hausherr im Zimmer auf und ab ging, schien ihn etwas zu beunruhigen. Er schaute auf die leeren Stühle und seufzte: „Die Gäste sind geladen, aber sie wollen nicht kommen." Dann gab er den Knechten, welche gerade da standen, Befehl: „Gehet auf die Straße und ladet ein, wen ihr findet!" Die Diener gehorchten. Sie gingen aus dem Saale und verschwanden nach allen Richtungen hin.

Wir hören diese Diener rufen in der ganzen Welt. Sie rufen die verkommenen Sünder von der Straße: „Kommt zu dem Abendmahl des Herrn! Der Herr Jesus selber läßt Euch sagen: Kommt! es ist alles bereit!" Viele lachen darüber, verspotten die Diener, drohen mit Gewalt ihrem Rufen ein Ende zu machen und vergraben sich tiefer in dem Sumpf ihrer eigenen Laster und ihrer Selbstgerechtigkeit. Doch nicht alle sind dem Evangelium ungehorsam. Da und dort horcht ein Sünder auf, hört auf den Ruf, wirft die Karten und die bösen Gewohnheiten hin und folgt der Einladung. Er kommt in die Nähe des herrlichen Saales. Die Tür steht weit offen, der Weg führt direkt zur Tür in den schönen Saal hinein. Er ist vor Freude fast außer sich. Da — an der Tür stutzt er: Was ist das? Hinter der Tür im Schatten steht ein Mann. Der ruft ihn an: „Wohin des Weges? Bestürzt, noch im letzten Moment angeredet zu werden, steht er still. Schon war die Freude groß. Er hatte wirklich geglaubt, er könne gerade so wie er war eintreten. So hatten die Diener, welche ihn eingeladen, wenigstens gesagt. Und jetzt — na ich fürchtete auch schon, ob die Herrlichkeit wirklich so frei und umsonst sollte für mich da sein. Er stand still und horchte.

„Woher des Weges?" wiederholte der Wächter.

„Ich — ich komme aus der Welt", stammelte der Femdling beängstigt, noch im letzten Moment den Eintritt womöglich verlustig zu gehen.

„Und wo willst du hin?"

„Man hat mir gesagt, hier sei ein Abendmahl, welches der Herr Jesus selber bereitet hätte. Und man erzählte mir, daß man, gerade so wie man sei, eintreten dürfe umsonst und ohne Geld."

„Ja", entgegnete der Wächter, „dem ist so, aber hast du auch eine Freikarte?"

„Nein, ich habe gar nichts. Man sagte, ich könne kommen, wie ich sei."

„Wer war es, der zu dir so redete?"

„Ich kenne ihn nicht, es war ein Evangelist."

„Siehst du, das ist es gerade. Wie ich es mir dachte, so ist es. Diese Evangelisten nehmen die Anordnungen des Herrn Jesu nicht genau.

„So ist dies Abendmahl in dem herrlichen Saale nicht für mich?"

„Jawohl, aber erst mußt du Jesus annehmen, um so alle Gerechtigkeit zu erfüllen."

Zermürbt, tief erschüttert und getäuscht ging der Mann von dannen zurück. Das Glück so nahe und doch nicht geglückt. „O diese Gesetze", rief er aus, „wie schön hat uns der Diener des Herrn das Glück nahe gelegt und dann diese Täuschung. An der Himmelstür steht der Wächter und der stellt dann noch die verschiedensten Anforderungen. Es ist doch viel Betrug an der Freiheit, die uns einladet zum Abendmahl zu kommen."

So nachdenkend, scheltend, jammernd, setzte er sich auf einen Stein und fing an zu weinen. Die Welt hatte er verlassen, die Kameraden würden ihn verspotten, wenn er zurück ginge, die Sünden mitsamt den damit verbundenen Lastern würden ihn moralisch und physisch ruinieren, das könne er nicht mehr ertragen. Während er so jammernd dasaß, kommt ein Diener des Herrn und ladet ihn ein: „Das Abendmahl des Herrn ist bereit, komm zur Hochzeit des Lammes."

„Wie kann ich da hinein?" fragte der Wanderer verlegen.

„So wie du bist! Gehe hin, die Tür steht weit offen. Frei und umsonst!"

„Aber der Wächter an der Tür hat........"

„Ich kenne keinen Wächter an der Tür, eile und laß dich von keinem aufhalten. Die Zeit ist kurz. Eile, ehe du zu spät kommst."

„Und wer ist der Wächter?"

„Der Wächter muß einer von denen sein, die selber nicht zum Abendmahl des Herrn kommen und denen wehren, die darnach trachten, wie sie hineinkommen. Ich sage dir nur, eile und siehe nicht hinter dich!"

Aufgemuntert machte sich der Mann wieder auf den Weg nach dem königlichen Abendmahl. Schon von ferne sah er den Wächter an der Tür des herrlichen Saales. Er nahm sich vor, diesmal an ihm vorbeizugehen. Doch der Wächter hatte seine Stimme verdoppelt und redete ernstlich auf die Eintretenden ein. Da hörte er wie der Wächter gerade einem den Eintritt verwehrte. Während er nun noch eine zeitlang dastand und dem Streite zuhörte, kam der König selber und rief: „Wer da will, der komme und nehme das Wasser des Lebens umsonst!"

Diese Einladung drang unserm müden Wanderer durch Mark und Bein. Er entschloß sich, der Einladung aufs Wort zu folgen. Möge kommen, was da wolle. Würde er hinausgeworfen, so hätte er das nur verdient. Aber die Einladung klang so liebevoll ernst, daß er diese Angst überwandt und eintrat. Wer nun genug des Streitens hatte und müde von der Welt war, der trat ein und hielten des Herrn Mahl mit dem Herrn Jesus selber. Die Tür ward dann verschlossen. Draußen wurde noch immer gestritten mit dem Wächter, der sich des Eintritts ganz sicher gewesen war. Als er einen Augenblick nachdachte, sah er zu seinem Schrecken, daß die Tür verschlossen war. Da fing auch er an herzbrechend zu schreien: „Herr, Herr, tu mir auf!"

Aber der Herr antwortete ihm: „Ich kenne dich nicht, weiche von mir."

P. Unger,
Swift Current, Sask.

Nord Abbotsford, B.C.

Da das Lesen und Schreiben mir eine angenehme Beschäftigung sind und meine Kinder mir, ohne daß einer vom andern wußte, einen reichen Vorrat von gutem Schreibpapier als Weihnachtsgabe zukommen ließen, so will ich mich auch gleich an die Arbeit machen und diesen um ein Etwas zu vermindern, indem ich Briefe beantworte und auch im alten Jahre noch Berichte schreibe für den werten „Zionsbote", der vielgelesenen „Rundschau", auch denke ich dabei noch an die vielen Leser in der Nähe und in der Ferne, die von der „Steinbach Post" beschickt werden; zu vergessen auch nicht „Der Herold", der mir ein willkommener wöchentlicher Gast, mit seinem etwas mehr Politischen, wie in anderen deutschen Zeitungen, mit seinen gediegenen Sonntagsschullektionen, die ich gerne studiere und zu verwerten suche — ist.

Aufgemuntert durch werte Briefe und in dem Bewußtsein dort im l. Steinbach sitzt oben in ihrem Stübchen ein liebes, altes Mütterlein, der das Treppensteigen in den achtziger Jahren schon recht schwerfällt. Sie liest den „Zionsboten" Satz für Satz, von Anfang bis zu Ende durch. Oder dort im fernen Californien, in dem Lande voll Sonnenschein, ist ein einsamer lieber Pilger zur himmlischen Heimat, dessen Lieben bereits dort sind, der mit dem Dichter verlangend ausruft: „Ach, Heimat, wann erreich ich dich?" oder wie auch Jul Köbner singt: „Tauchen bald die Turmesspitzen meiner Heimat vor mir auf? Daß ich kann zu Hause sitzen Nach dem langen schweren Lauf? Hat mein Fuß dich bald erreicht Boden, dem kein andrer gleicht?" Auch denke ich an meinen l. Bruder Peter in Port Rowan, Ont., der die 80 schon längst hinter sich hat und dessen Bild uns zu Weihnachten erfreute und der diese Zeilen auch gerne liest. Bei solchen Gedanken ergreife ich gerne die Feder und versuche in Schwachheit auch andere zu erfreuen durch ein ermunterndes Wort, einen Bericht von vergangener gesegneter Weihnachtszeit eine Zeit der Anbetung, wie der l. Bruder N. N. Hiebert sie mit Wahrheit im „Zionsboten" nennt. Es war mir so herzerquickend rührend zu lesen seine Erfahrung im Familienleben, als sie jedem Kind 5 Cents zu einem kleinen Weihnachtsgeschenk gegeben für sie, wie sein Töchterlein ihm ein kleines Frauentaschentüchlein geschenkt mit den Worten: „Papa, die 5 Cents kauften nicht mehr!"

Br. Hiebert sagt, „die Tränen und die Worte waren mir das schönste Weihnachtsgeschenk!“ Ja, ein liebliches Wort „Weihnachten!“

Wie viel Strahlen lieblicher Erinnerung im Rückblick auf das Leben, wenn man alt geworden, sich den 80-ziger Jahren schon nähert, — strahlt nicht dieses Wort aus, — erwärmt und beseligt das Herz bei dem Gedanken an die verlebten Weihnachtstage, an die empfangenen Weihnachtsgaben aus früher Jugend bis ins hohe Alter. Wie war man so glücklich, als Knabe von 13 bis 15 Jahren, zu Weihnachten ein Buch geschenkt zu erhalten. Der Deckel mit Goldrand verziehrt, der Inhalt moralische christliche Geschichten dem Alter berechnend, den Idealen des jungen warmen Herzens angepaßt. All die anderen Gaben und Süßigkeiten waren Nebensache. Man war so froh in seinem wertvollen Besitz; zum Manne geworden, als Kind Gottes schon, erhielt ich vor vielen Jahren von den Schwiegereltern als Weihnachtsgeschenk eine dünne Taschenbibel (Min.) mit Goldschnitt, auf Seidenpapier gedruckt. O, wie war sie mir so kostbar und tröstend bis in's Gefängnis hinein in schwerer Zeit und ist es heute noch. Vom Goldschnitt ist keine Spur, abgegriffen, im schäbigen Kleid, darüber mich Br. J. W. Reimer einmal tröstete indem er sagte: „Du brauchst dich ihrer nicht zu schämen!“ Sie ist mir neben dem Weihnachtsgeschenk immer auch ein kostbares Gottesgeschenk. In ihr stehen Verse, die da leuchten wie die Sterne am Himmelsdom, Verse, die wie Quellen in der Wüste sind. Auch in Leiden und Trübsal hat sie mir ungezählten Trost und Frieden gebracht, das Herz erquickt und die Seele ergötzt. In ihr sagt Paulus, sicherlich hat er es auf den Knien voller Anbetung geschrieben: „Gott aber sei Dank für seine unaussprechliche Gabe!“ 2. Kor. 9, 15. Jesus Christus ist die größte Gabe unseres Gottes. Bei Jesu finden wir Vergebung und Trost; bei ihm allein finden wir Leben; ewiges, göttliches Leben. In Christo haben wir das Heil und den Himmel, das Größte, Bleibende und Befriedigende. Ein Heide in Indien fand auf der Straße ein Stück von einem Traktat auf dem die Worte fett gedruckt standen: Joh. 3, 16, „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er gab.“ Der Heide sagte sich, wenn ein reicher Mann etwas spendet, dann ist es wertvoll, wenn ein Fürst ein Geschenk macht, dann ist es etwas kostbares, aber wenn Gott der Schöpfer der Welt, der hier als die Liebe beschrieben wird, etwas gibt, dann muß es etwas Wunderbares sein. Diese Gedanken bewegten den Mann und veranlaßten ihn den Missionar aufzusuchen. Er zeigte ihm den halben Spruch und bat ihn um eine Erklärung. Der Missionar sagte ihm freudig den ganzen Spruch. Immer wieder wollte der Wahrheitsucher diesen Spruch hören das Herrlichste, das er je gehört hatte, das Geheimnisvollste und Wichtigste. O, wie groß ist Gottes Liebe, wie wunderbar ist diese Gabe! Darum schreibt Paulus auch die oben angeführten Worte.

Den ersten Weihnachtstag, nachdem Br. Gerh. Dörksen mit einer bewegten Gebetsstunde Gal. 4, 1—7 das Weihnachtsfest eingeleitet hatte, malte Br. C. C. Peters den Heiland der Welt Strich für Strich, wie der Evangelist des alten Bundes Jesaias ihn uns beschreibt in Kap. 9. Den zweiten Feiertag erquickten wir uns an dem Lobgesang der Engel und wanderten mit den Hirten im Geiste nach Bethlehem, um die Sache zu sehen, die da geschehen ist, die der Herr uns kund getan hat.

Gegenwärtig macht Br. Peters hier am Tage Hausbesuche und an den Abenden erklärt er, im Segen, fortlaufend „Den Heilsplan, den Ratschluß Gottes mit der Menschheit!“

Ein vom Herrn reich gesegnetes neues Jahr wünscht allen Lesern

Euer ger. Is. Braun.

Anzahl der Mennonitenprediger in Canada.

Laut Angabe der Namen und Adressen im Nordwesten Kalender für 1941 sind in Canada 577 deutsche mennonitische Prediger, zu 10 verschiedenen Abteilungen gehörend. — Davon sind in Manitoba 205, in Saskatchewan 130, in Alberta 105, in Br. Columbia 47, in Ontario 40. — Außer diesen sind noch eine bedeutende Anzahl englisch sprechender Mennonitenprediger, meistens in Ontario und in Alberta, zu verschiedenen Abteilungen gehörend.

Anzahl der Prediger der Hutterischen Brüder sind wie folgt angegeben: In Alberta 49, in Manitoba 19, in Süd Dakota 10. — Total: 78.

Eingesandt von Benjamin Ewert.

Allgemeine statistische Angaben von den verschiedenen mennonitischen Gemeinschaften in Canada. — Vom Jahre 1939.

	Seelen	Glieder
1. Allgemeine Konferenz Gemeinden.	22 473	11 891
2. Mennoniten Brüdergemeinden.	15 400	7 346
3. Sommerfelder und Chortizer Gemeinden.	12 000	6 000
4. Altkolonier Gemeinden. Man. — Sask.	3 560	1 590
5. Rudnerweider Gemeinde in Manitoba.	2 811	1 211
6. Kleine Gemeinden in Manitoba.	2 521	1 145
7. Evangelisch Mennoniten Brüder.	1 717	835
8. Gemeinde Gottes in Christo.	1 600	800
9. Krimer Mennoniten Brüdergemeinde.	500	250
Total deutschsprechedner Mennoniten in Canada	62 582	31 068
Total englischsprechender Mennoniten in Canada.	20 000	10 000
Total Anzahl Mennoniten in Canada.	82 582	41 275

(Einige von obigen Zahlen sind schätzungsweise.)

Benjamin Ewert, Statistiker.

Winnipeg, den 2. Januar 1941.

Höhenluft.

Von A. B.

(Fortsetzung)

„Sagen Sie mir doch nur, wollen Sie denn wirklich Ihre Besuche bei diesem Unhold fortsetzen?“ fragte er.

„Ganz gewiß“, antwortete sie. „Den schönen Fußbreit Landes, den ich mit Gottes Hilfe schon erobert hatte, lasse ich mir nicht streitig machen, auch nicht von einem Rant“.

„Nun“, sagte er, „ich weiß jetzt die Stunde, in der Sie hierher gehen, und ich werde jedesmal draußen vor dem Fenster stehen, selbst auf die Gefahr hin, daß Sie mir zürnen. Ich traue dem Schutze Ihres rauhen Pfleglings nicht“.

„Sie irren, Herr Vikar, ich gehe nicht immer zu derselben Stunde hierher“, erwiderte sie.

„Dann werde ich auch die anderen Stunden zu erfahren wissen“, entgegnete er.

Sie blieb stehen und schlug ihre blauen Augen — so leuchtend blau unter den dunklen Wimpern — zu ihm auf, und er vergaß für Sekunden alles andere; er hatte diese Sterne noch nie so voll auf sich gerichtet gesehen. „Tun Sie das nicht, Herr Vikar“, bat sie tiefernst. „Sie erschweren mir sonst das Ausüben meines Berufes“.

„Ich erschwere es Ihnen?“ wiederholte er betroffen.

Sie antwortete nicht. Dunkle Glut überzog ihr Gesicht, und auch er wurde verwirrt und sah zur Seite. „So wünschte ich denn, daß diesem Rant die Heimatluft wirklich für immer entleidete“, sagte er. „Aber er kommt und geht und geht und kommt, geheimnisvoll wie ein böser Geist“.

„Es ist nichts Geheimnisvolles an ihm“, erwiderte sie, „nur traurig ist es. Er ist der Sohn eines Webers und stammt von hier. Seine Eltern sind tot, nur eine verheiratete Schwester lebt hier noch, und bei der hält er sich zeitweise auf. Von Hause aus ist auch er Weber und hat eine Weile hier in der Fabrik gearbeitet; aber er hält nirgends lange aus. Meistens ist er in den großen Städten und hat Gemeinschaft mit den Anarchisten und anderen schlimmen Leuten. Auch mit dem Gericht und Gefängnis hat er schon Bekanntschaft gemacht, ich glaube, nicht ohne Zutun unsers Herrn Doktors. Wenn er hinreichend Geld verdient hat, kommt er wieder hierher und übt seinen verderblichen Einfluß auf unsere noch harmlose Bevölkerung. Was das Schlimmste ist, er hat seine Lust daran, andere zu verderben, und er hat sich in den großen Städten etwas angeeignet, das unsere schlichten Leute blendet. So ist er wirklich wie ein böser Geist. Aber das alles wissen sie schon durch Herrn Pastor“.

Sie gingen eine Strecke schweigend nebeneinander.

„Schwester Gertrud, was ist Ihnen?“ fragte Wogelius, als er hörte, daß sie leise seufzte. „Der böse Rant hat Ihnen doch übel mitgespielt.“

„Nein“, antwortete sie, „der Schreck beim Ratwiger hat mir ein wenig den Atem versetzt, aber das ist schon überwunden. Jetzt dachte ich an etwas anderes“.

„Haben Sie einen Kummer?“ fragte er weiter. „Es ist etwas Ungewohntes, Sie nicht frisch und fröhlich zu sehen. Sonst würde ich nicht so zudringlich fragen“.

„Sie fragen nicht zudringlich, Herr Vikar“, erwiderte sie freundlich, „Sie mahnen mich nur, ohne es zu wissen, an einen meiner Fehler. So unzählig oft habe ich schon erfahren, an mir selbst erfahren, daß es für Gotteskinder keine Schwierigkeiten gibt, weil wir uns ja auf den mächtigsten Helfer verlassen können, und ich gehe auch ganz getrost meinen Weg, solange ich den Helfer spüre. Aber wenn eine neue Wolke aufsteigt, dann bin ich sogleich verzagt und fürchte mich und denke: Diesmal wird es wohl nicht hindurchgehen. Unser Gott muß viel Geduld mit mir haben“.

„Was ist es für eine neue Wolke, die sie aufsteigen sehen?“ fragte Wogelius dringender als er wollte.

Sie standen an einem Kreuzwege. Rechts ging es auf den Kirchplatz und nach dem Pfarrhause, links nach dem Gemeindehause, wo Schwester Gertrud ihre Wohnung hatte. Die Straße geradeaus war sehr belebt; wie ein Strom ergossen sich die Arbeiter und Arbeiterinnen aus der Fabrik. Schwatzend und lachend zogen sie daher mit ihren Oelkännchen und leeren Vespertöpfen.

„Hier trennen sich unsere Wege“, sagte die Diakonisse und umging die Antwort auf die letzte Frage.

„Ich wollte noch nicht ins Pfarrhaus“, erwiderte Wogelius; „ich wollte noch ins Freie hinaus. Können Sie nicht mit mir kommen, Schwester Gertrud? Entschlüpfen Sie mir nicht wieder. Gönnen Sie mir diese Feierabendstunde. Oder gibt es die nicht für Sie?“

„Ich habe noch einige Kranke“, sagte sie ausweichend.

„Entschlüpfen Sie mir nicht wieder“, bat er noch einmal und streckte die Hand aus, als wollte er sie zurückhalten. „Denken Sie, daß vielleicht auch ich ein Kranker bin, der sich nach Ihrem Beistande sehnt“.

Fragend und unsicher sah sie ihn an, aber sein Blick, wie bittend er auch war, schien sie zu beruhigen. Sie wandte sich um und schlug die vierte Richtung des Kreuzweges ein, einen breiten Pfad, der am Bache hin in das freie Feld führte. „Ist dieser Weg Ihnen recht?“ fragte sie.

Er nickte, und wieder gingen sie eine Strecke schweigend. Stadt und Feld, Berg und Tal lagen im Abendsonnenglanz, und sie schritten durch diese sanfte Beleuchtung, die sich so beschwichtigend auf empfängliche Gemüter legt. Aber keins fragte das andere: „Was nun?“ Er fürchtete, durch weiteres In-sie-dringen verletzend zu sein, und sie fürchtete, etwas zu hören, das lieber verschwiegen bleiben sollte.

Ein Mückenschwarm tanzte vor ihnen her. Wogelius schlug danach erst mit der Hand, dann mit dem Taschentuche.

Sie sagte lächelnd: „Hier im Gebirge stechen die Mücken nicht“. Als ihr aber eine ins Auge flog, zog auch sie ihr Taschentuch, und dabei fiel ein Briefumschlag heraus und aus diesem ein Bild. Es lag am Boden und Wogelius bückte sich und hob es auf. Ein blühend hübscher Jüngling war es, dessen Bildnis er in der Hand hielt, und in großer, steiler Handschrift stand darunter: Albrecht von Hallerstedt.

„Mein Brüderlein“, sagte sie und sah in kaum zurückgehaltener Zärtlichkeit auf das Bild. „Ist er nicht ein Prachtjunge?“

Voll Teilnahme betrachtete Wogelius das frische, offene Antlitz, diese Züge voll Leben und dieses Auge voll Feuer. „Er ist jünger als Sie?“ fragte er.

„Ja, unser Jüngster“, antwortete sie, „und seinetwegen ist mir heute bange ums Herz“.

„Warum? er ist doch hoffentlich nicht krank?“

„Nein, gottlob, das ist er nicht. Es ist etwas anderes;“ sie stockte.

„Sprechen Sie weiter, wenn es Ihnen möglich ist“, bat er. „Sie ahnen nicht, was Sie mir tun, wenn Sie mir vertrauend begegnen“.

„Sie sehen es ihm an, wie beweglichen Geistes er ist, nicht wahr?“ sagte sie. „Er hat ein sehr lebhaftes, feuriges Temperament und ist leicht zu beeinflussen. Es kommt soviel darauf an, in was für Hände er gerät. Heute schrieb mir meine Mutter, daß er nur wie durch ein Wunder davor bewahrt geblieben ist, an einer schweren Verirrung seiner Mitschüler teilzunehmen. Noch ist er daheim; aber wenn er nun — bald — hinauskommt, und wenn ich daran denke, wieviel tausend Gefahren und Versuchungen da seiner warten, dann wird mir so namenlos angst. O, möchte Gott ihn behüten, unsern Stolz, unsere Freude!“

„Ist er das eine Mal bewahrt geblieben, so wird er das auch öfter werden“, sagte Wogelius.

„Ja, nicht wahr?“ antwortete sie, „diese tröstliche Gewißheit lebt ja in meinem Herzen. Ich muß nur erst durch die Wolke der Angst“.

Ihr Gesicht spiegelte so deutlich die Liebe zu ihren Angehörigen wider, daß Wogelius fragte: „Wird es Ihnen nicht sehr schwer, fern von den Ihrigen zu leben?“

„Ich sehe sie alle Jahre“, erwiderte sie, „und ich bin nicht unentbehrlich. Ich habe noch eine Schwester, die für meine Mutter sorgt und lebt“.

„Aber doch —“ wandte er ein.

„Nein, Herr Vikar“, entgegnete sie, „ich bin von ganzer Seele Schwester. Ist es nicht so? Nicht das, was man so gemeinhin Glück nennt, verdient diesen Namen, sondern die Gewißheit ist es, den besonderen Gottesgedanken, der jedem Menschenleben zugrunde liegt, zu erkennen und zu erfüllen. Wo es soviel Arbeit im Reiche Gottes gibt, da müßig am Wege stehen, das könnte ich nicht. Wir sind ja nicht geschaffen, um Einzelpflanzen zu sein, wir sind Glieder an dem lebendigen Leibe“.

„Sie sind noch jung für eine solche Auffassung“, sagte er.

„Mit sechsundzwanzig Jahren ist man nicht mehr so gar jung“, antwortete sie, und die ihr eigene Munterkeit kam wieder zum Durchbruch. „Aber ich verstehe Sie. In der Jugend hat die Welt und das Leben nur Wert für uns in der Frage: Was bringen sie mir? in welchem Verhältnis stehen sie zu mir? Einen offenen, liebevollen Blick für das Allgemeine bekommen wir erst, wenn wir mit uns selber fertig sind. Und doch, Herr Vikar, wann werden wir das?“

Er holte tief Atem. „Schwester Gertrud“, begann er, „ahnen Sie, was mir fehlt, und woran ich kranke? Ich soll, was ich nicht kann. Man lernt auf den Hochschulen nicht glauben.“

„Ja, ich habe das geahnt“, sagte sie leise. „Aber, Herr Vikar, Glauben ist etwas, das sich nicht lernen läßt; es kommt von innen“.

„Um so schlimmer“, sagte er. „Wo nichts ist, kann nichts werden“.

„Wer läßt das Samenkorn in der kalten Erde keimen und wachsen?“ fragte sie. „Erlernen läßt sich das Glauben nicht, aber man kann es erbitten“.

„Und wenn der Himmel eine eherne Wand ist“?

Als sie ergriffen schwieg, fuhr er fort: „Sie werden denken, wie ich unter solchen Umständen habe Theologe werden können. Das ist nach außen eine sehr einfache Geschichte, wieviele Kämpfe und Qualen sie sonst auch in sich schließt. Ich war das einzige Kind meiner Eltern. Sie hatten schwere Lebenserfahrungen gemacht, und ihr Herzenswunsch, besonders der meiner Mutter war es, daß ich Pastor würde. Der Wunsch wurde allmählich Bestimmung, auch mir selbst; denn das war zu einer Zeit, als ich noch nicht beurteilen konnte, was ein Geistlicher sein und haben muß. Ich ging aufs Gymnasium und war — nun, das tut hier nichts zur Sache. Ich erhielt mit meinen Mitschülern einen Religionsunterricht, der trockener war, als der Unterricht in jedem anderen Fache, und der uns das Zweifeln und Grübeln geradezu einimpfte. Meine

Eltern starben, und mein Vormund riet mir, in der Wahl meines Berufes nichts zu ändern. Das theologische Studium sei immerhin auch das billigste und brächte am ersten Amt und Unterhalt. Der leidenschaftliche Schmerz um meine Eltern, der Wunsch, zu tun, was sie gewollt hatten, unterstützte sein Zureden und besiegte meine Bedenken; denn ich fing damals schon an, mein Unvermögen zu fühlen. Ich dachte: auf der Universität wird es besser werden, und begann hoffnungsvoll meine Studentenzeit. Nun, ich muß wohl an die unrechten Professoren gekommen sein. Die geistreichen, die mich anzogen, ließen dem eigenen Denken einen weiten Spielraum und führten immer tiefer hinein ins Grübeln und Zweifeln, und die strenggläubigen standen einseitig auf dem Dogma und stießen mich ab durch ihre Engherzigkeit. Wie gesagt, ich muß wohl an die unrechten gekommen sein. Als ich die Universität verließ, war der letzte Glaubenskeim in mir erstorben; obwohl ich mein Examen mit einer 1 bestanden habe, stehe ich jetzt als Lügner auf der Kanzel, und wenn ich die Kranken und Sterbenden trösten soll, so bin ich ein Heuchler. Das liegt auf mir wie ein furchtbarer Druck, der alle meine Tatkraft am Boden hält."

(Fortsetzung folgt.)

Jan Friesen

G. G. Wiens.

(Schluß)

Dann trittst Du nachher näher an mich heran und fragst, wie ich persönlich zu all dem Wirrwar stehe? Lies Dir Matth. Kapitel 22, 36—40 und Kapitel 25, 34—36. Da wird der große Jahresschluß beschrieben. Gottesliebe kann nur durch tatkräftige Nächstenliebe bewiesen werden. Und dann, wenn des „Menschen Sohn" Gericht hält über Gerechte und Ungerechte, fragt er mit keinem Wort, ob ich bei Leibesleben einen Bart trug, wie ich getauft, nicht einmal ob ich überhaupt getauft, ob ich an eine oder zwei Auferstehungen geglaubt, ob ich zu John Blocks Gemeinde oder zu den Holy Roller gehört. Hier im letzten Gericht, am Anfang der Ewigkeit, scheint es nur von Gewicht zu sein, ob ich meine Mitmenschen gespeist, wenn sie hungrig, getränket, wenn sie durstig oder getröstet, wenn sie in Trübsal waren.

Ich habe versucht die Fragen, die Du mir gestellt, der Reihe nach zu beantworten. Ich habe das gerne getan. Bitte, schreibe bald wieder.

Und jetzt will ich zum Schluß eilen. Dieser Brief ist lang geworden, aber nach Rußland schreiben wir auch nicht jeden Tag.

Wir werden alt und einsame Stunden müssen ja kommen. Wenn mein liebes Weib und ich mal allein sitzen und anfangen „mennonitisch" zu fühlen, dann erzählen wir uns aus der Vergangenheit.... Zuweilen holt sie dann das alte rußländische Gesangbuch mit Goldschnitt, welches einstmals ihrer Mutter gehört, und das Choralbuch mit Ziffern, und dann singen wir beide Alten mit leiser Stimme die alten Kernlieder, die unseren Vorfahren Licht im Dunkel, Trost im Leiden, Freude in Traurigkeit und Hoffnung im Sterben gaben. Und wenn meine Augen dann anfangen weit in die Vergangenheit zu schauen, dann schiebt sich eine weiche Hand sachte in meine und mein treuer Lebenskamerad flüstert mir zu: „Jan, erzähle mir von deiner Heimat, als du jung warst, als der Mond schien und den Straßenzaun so hell erleuchten ließ, als die Nachtigall im Fliederbusch so lieblich ihre Weisen schlug, als der Storch im Mondenschein auf dem Scheunendach klapperte, als sich deine Lebensideale noch in handgreiflicher Nähe zu befinden schienen, als ...." Und ich erzähle ihr alles immer wieder, und ich erzähle ihr auch von Dir, lieber Freund Schellenberg. Sie läßt Dich herzlich grüßen.

Dein Jan Friesen.

— Ende. —

Weihnacht in der Dachkammer.

Erzählung von Elisabeth Dreisbach.

Ein naßkalter, trüber Wintertag! Weihnacht! Nur wenige Fußgänger beleben das Straßenbild. Die ungemütliche Feuchtigkeit treibt Groß und Klein in die warmen, geschützten Wohnungen. Ein paar sportlustige Buben blicken prüfend in die Wolken. Daß aber auch noch immer kein Schnee kommen will! Die Rodelschlitten und Skihölzer stehen längst bereit.

In einer primitiven Dachkammer sitzen zwei Schwestern, schweigend und verdrossen. Die jüngere, etwa 35 Jahre alt, liest in einem Buch, während die ältere, die schon seit Jahren gichtleidend ist, mit kläglicher Miene in einem alten, gepolsterten Lehnstuhl neben dem Ofen sitzt und mit zitternder Hand eine graue Katze streichelt, die behaglich schnurrend in ihrem Schoß liegt.

„Das Feuer wird wohl gleich aus sein", murrte sie jetzt mit einem unfreundlichen Seitenblick auf die Schwester. „Wenn du nur was zu lesen hast, dann ist dir alles andere gleichgültig. Es macht ja auch nichts, wenn ich mich zu Tode friere und die ganze Nacht vor Schmerzen keinen Schlaf finde, du kümmerst dich nicht darum".

Die Jüngere läßt das Buch aus ihrer Hand sinken. „Ich weiß nicht, was du willst: vor kaum fünf Minuten habe ich Kohlen aufgelegt, es ist eine Hitze hier, daß man verschmachten könnte, aber das Fenster darf natürlich nicht geöffnet werden".

„Meinst du vielleicht, ich hätte noch nicht genug mit meiner Gicht? Soll ich mir auch noch eine Lungenentzündung holen? Dir wäre es ja gleichgültig. Wenn du nur was zum Lesen hast, die Bücher sind dein Abgott".

„Und dein Abgott ist die Katze".

In dieser Art geht es noch eine Weile zwischen den beiden Schwestern hin und her, bis sie sich in einen Aerger und Groll hineingezankt haben, der wie ein häßlicher Mißton die Sonntagsstille stört. Aber sie fühlen beide auch kein bißchen sonntäglich, schon längst nicht mehr. Das Leben hat ihnen so übel mitgespielt und ihnen soviel Leid und Enttäuschung gebracht, daß sie nichts Festliches mehr erwarten. Oder sollte doch heimlich in ihrem Herzen noch ein Fünkchen Sehnsucht und Hoffnung glimmen? Sie sprechen nie darüber, und doch ist es da, tief in ihrem Innern. ein Suchen und Hoffen, daß es doch noch ein wenig licht, klar und sonnenwarm in ihrem Leben werden möchte.

Nun hausen sie schon bald zehn Jahre in den beiden winkeligen Stübchen unter dem Dach. Es hatte damals großes Aufsehen in der engen Gasse erregt, als die beiden Schwestern, Helene und Elfriede Maidarn, eingezogen waren. Im ganzen Städtchen wußte man, daß sie die Töchter des einstmals so reichen Gutsbesitzers waren, der da draußen vor der Stadt das prächtige Gut besaß. Wie es gekommen war wußte eigentlich niemand, aber Mäuleir reimten sich allerlei Geschichten zusammen. Einige behaupteten, Herr Maidorn habe sein ganzes Besitztum verspielt und vertrunken, andere wollten sogar von unehrlichen Handlungen wissen. Es ist ja leider so, daß Menschen, die von der Not heimgesucht werden, gewöhnlich auch zum Ueberfluß noch unter Verleumdungen zu leiden haben. Die wenigsten wußten den wahrheitsgetreuen Hergang der Sache.

Ehrlich und aufrecht bis zuletzt war Herr Maidorn seinen Weg gegangen. Er war aber einem Wucherer in die Hände gefallen, und trotzdem er sich jahrelang verzweifelt wehrte und sich bemühte, das Gut zu halten, war doch eines Tages die Katastrophe hereingebrochen . Bettelarm war er geworden. Dieser Schlag hatte den schon seit Jahren herzkranken Mann bis ins Mark seines Lebens getroffen. Ein Herzschlag brachte ihm einen raschen Tod. Man bettete ihn in die Familiengruft neben seine ihm vor einem Jahr vorausgegangene Gattin.

Helene und Frieda, die beiden Töchter, blieben zurück. Die Jüngere, damals noch nicht 25 Jahre alt, stand kurz vor der Hochzeit. Nun war sie arm, vollständig mittellos, ein Grund, daß der bis dahin galante und liebenswürdige Bräutigam sich sofort zurückzog. Scheinbar hatte er weniger seine Braut als den vermuteten Reichtum des Schwiegervaters heiraten wollen.

Es ahnte niemand, was diese Lebensumstellung für die beiden Mädchen bedeutete. Aber sie klagten nie. Still und verschlossen lebten sie in ihrer primitiven Wohnung, die nur mit wenigen, aber gut erhaltenen Möbelstücken ausgestattet war. Durch Anfertigen von feinen Handarbeiten, die sie an Geschäfte verkauften, versuchten sie ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Anfangs ging es gut, wenngleich es beiden oft unerträglich schien, ihr Leben auf diese Weise zu fristen. Alte Freunde der Eltern hatten sich wiederholt angeboten, ihnen zu helfen, aber die Schwestern waren zu stolz, und immer einsamer wurde ihr Weg.

Neue und schwere Not brachte die Erkrankung Helenes. Ein schmerzhaftes Gichtleiden stellte sich ein, dauernde ärztliche Behandlung war zu kostspielig, und nun saß sie schon einige Jahre mit verkrümmten Gliedern in ihrem Lehnstuhl, von qualvollen Schmerzen geplagt. Ihre geschwollenen Hände waren längst untauglich zur Arbeit geworden, und nur mühsam konnte sie sich am Stock durch die Stube bewegen. Langsam, aber desto zäher, hatte sich Bitterkeit in ihrem Herzen festgenistet. Unzufrieden mit dem Leben, mit sich selbst, mit der ganzen Welt, war sie ein verdrießliches, mürrisches Wesen geworden. Frieda mußte nun die Hände fleißig regen, um das tägliche Brot zu beschaffen.

(Fortsetzung folgt.)



Wie einer wieder beten lernte.

Von Peter J. Klassen.

(Fortsetzung.)

Endlich wurde es Tag, und der erschien mir wie eine Ewigkeit so lang! Wie ein gefangenes wildes Tier in seinem Käfig, so lief ich in meiner Zelle auf und ab. Blieb dann am Fenster stehen, warf einen Blick auf die tausendmal gesehene Straße und gegenüberliegenden Häuser und setzte meine ruhelose Wanderung fort....

Als es finster geworden, wurde die kümmerliche Straßenbeleuchtung angesteckt und ich konnte wieder sehen, was auf der Straße vor sich ging. Gewöhnlich kamen die Todesautos nach Mitternacht. Nach meiner Schätzung war es noch nur um elf Uhr, die Turmuhr in der Nähe hatte noch nicht zwölf geschlagen, als eines der Todesautos, wie sie genannt wurden, vor unserem Gefängnisse an der anderen Seite der Straße hielt. Ihm entstiegen sechs Chinesen, welche ins Gefängnis gingen, zwei blieben auf dem Auto, auf dessen Führersitz ich Kostin erkannte. Mir war über dem Erwarten der Dinge, die da kommen mußten und von dem rastlosen Wandern in der engen Zelle so warm geworden, daß ich mir den Mantel ausgezogen hatte. Als ich jetzt die Chinesen erblickte, wurde es mir sofort zur Gewißheit, daß unser Fluchtplan gescheitert war. Kostin hatte mir gesagt, daß russische Milizionäre mich zur Erschießung abholen würden, und jetzt waren es Chinesen. Schrekken und Grauen packten mich, so daß ich nicht daran dachte, mir den Mantel wieder anzuziehen.

— Sollte ich mich geduldig in mein Schicksal ergeben und mich von diesen schlitzäugigen Teufel in Menschengestalt widerstandslos hinmorden lassen, oder um mein Leben kämpfen, obschon ich so gut wie keine Hoffnung hatte mit dem Leben zu entkommen? —

Ehe ich noch zu einem festen Entschluß kommen konnte, rasselten die Schlüssel im Schloß meiner Tür. Ohne mir bewußt zu sein, was oder wie ich es tun würde, eilte ich zur Tür und stellte mich dicht an die Wand....

Die Tür wurde aufgestoßen. Herein trat ein Chinese, in der rechten Hand einen großen Revolver, in der linken eine Taschenlaterne, (flash light) deren Strahl er auf meinen in der Ecke liegenden Mantel richtete. In gebrochenem Russisch sagte er: „Geh' Hundesohn! Werden totschießen anfangen bißchen dich. Steh' auf, Burschuj!"

Eine blinde Wut packte mich und ließ mich ohne Ueberlegung handeln. Ich sprang zu, packte mit der linken Hand seinen Revolver und versetzte dem kleinen Chinesen mit der rechten Faust einen Schlag von oben auf den Kopf, daß er wie ein Taschenmesser lautlos zusammenklappte. Mit dem Revolverkolben schlug ich den zweiten Chinesen nieder und den dritten rannte ich um, als ich den Gang entlang stürmte. Den an der Treppe stehenden und mich verblüfft anstarrenden Wachtposten packte ich im Laufen an der Schulter und riß ihn rückwärts zu Fall, daß er kopfüber hinter mir her die Treppe herab kollerte. Im zweiten Stock führte der Gang links zur Treppe im ersten Stock. Ich lief ihn entlang und meinen Revolver schwingend, schrie ich dem an der Treppe stehenden Wachtposten drohend zu: „Storonieß! — Aus dem Wege!—"

Der Held erschrack so heftig, daß er sein Gewehr fallen ließ und mich mit aufgerissenem Munde und vor Schreck hervorquellenden Augen ansah. Als ich an ihm vorbeirannte, versetzte ich ihm eine Maulschelle, die ihn zu Fall brachte. Und dann war ich auch schon die Treppe hinab und konnte die geöffnete Ausgangstür sehen, von der mich noch ein etwa dreißig Schritt langer Gang trennte. Halbwegs zur Ausgangstür versperrten drei Chinesen, die einen sich verzweifel wehrenden Mann zur Tür schleppten, den Weg zur Tür.

Sie hatten mich nicht bemerkt, aber der Wachtposten an der Ausgangstür hatte den sich jetzt in den oberen Stockwerken erhebenden Tumult gehört und wohl Verdacht geschöpft. In dem in dem Gange herrschenden Halbdunkel konnte er mich nicht erkennen und kam gemessenen Schrittes auf die Chinesen zu. Einen Augenblick stutzte ich, dann hielt ich den Revolver hinter mich versteckt und ging auch auf die Chinesen zu, so daß ich von dem einen Ende des Ganges, der Wachtposten von dem anderen Ende kommend, sie gleichzeitig erreichten.

Wie ein Berserker fuhr ich, mit dem Revolverkolben um mich schlagend, unter die sich mit dem Gefangenen balgenden Chinesen und landete einen gutgezielten Schlag auf den Kopf des Wachtpostens. Taumelnd stürzte er zu Boden. Die Chinesen erhoben ein mörderisches Geschrei, welches den vor der offenstehenden Tür stehenden Posten alarmierte. Ich lief dem Ausgange zu und gerade in der Tür prallte ich so heftig auf ihn, daß wir beide von der Schwelle über die drei oder vier Stufen auf den Bürgersteig stürzten. Rückwärts auf den Asphalt fallend schlug er so hart auf, daß er besinnungslos liegen blieb. Ich war auf ihn gefallen und außer unbedeutenden Abschürfungen an Händen und Knien unverletzt geblieben, aber der Revolver war mir entglitten.

Ich nahm mir nicht Zeit, ihn zu suchen, sprang auf und rannte links die Straße entlang und bog nach vielleicht achtzig Schritten in eine enge Quergasse ein, als sich hinter mir ein Heidenlärm erhob, aus dem ich nur die Worte: „Haltet ihn! Fangt ihn ein!" heraushören konnte.

Und zu meinem Schreck wurde ich in diesem Moment gewahr, daß ich nicht in eine Quergasse, sondern in einen Hof gelaufen war, den eine etwa zwölf Fuß hohe Steinmauer von allen Seiten umschloß. Der Hof war ganz leer. Wahrscheinlich war hier ein Garten gewesen, in dem ein „Osobnjak", (Privatresidenz eines Reichen), gestanden hatte.

Zurück konnte ich nicht mehr, denn schon hörte ich meine Verfolger näher kommen. Ich warf mich in den Schatten eines großen Kastens, der vielleicht als Kohlenbehälter oder für Abfall gedient hatte und wartete.

Meine Verfolger liefen alle an dem Hofeingange vorüber; sie hatten mich nicht in den Hof laufen gesehen.

Als ihre Tritte und Stimmen in der Ferne verhallten, erhob ich mich und ließ meine Blicke über den weiten Hof schweifen. Ich konnte weder eine Leiter noch irgend eine Stange oder ein Brett entdecken, vermittelst welcher ich mich hätte über die hohe Mauer schwingen können. Aber quer über dem Hof, etwa drei Fuß von der Mauer stand ein hoher runder Pfosten eingegraben; den konnte ich erklettern und mich auf die Mauer schwingen.

Im Schatten der Mauer schlich ich mich zu dem Pfosten und lauschte in die Nacht hinaus........ Auf der Straße vor dem Gefängnis Fluchen und Toben des Aufsehers und der Chinesen; von meinen Verfolgern nichts zu hören.

Ich erkletterte den Pfosten und glitt wieder zurück auf die Erde, als ich versuchte, mich auf die Mauer zu schwingen.

Ein zweites und ein drittes Mal versuchte ich es, aber vergebens! Sobald ich die Beine vom Pfosten löste, glitt ich hinab, denn der Pfosten war so glatt, daß die Kraft meiner Hände nicht ausreichte, sich fest genug anzuklammern, die Last meines Körpers zu tragen, und ich rutschte langsam hinab, mir die Hände wund reibend.

Einen vierten Versuch wollte ich schon nicht machen, denn meine Hände brannten wie Feuer und ich glaubte auch nicht mehr, daß mir der Sprung auf die Mauer gelingen könnte. Ganz erschöpft und verzweifelt sank ich in den Schnee und versuchte einen Ausweg auszugrübeln, aber Gehirn und mein Wille ließen mich im Stich, meine Gedanken verwirrten sich....

Wie lange ich da im Schnee an die Mauer gelehnt gesessen, weiß ich nicht. Plötzlich hörte ich meine Verfolger auf der Straße zurückkommen und den einen sagen: „Er mag sich in diesem Hofe versteckt haben. Wollen einmal nachsehen!" Und schon kamen sie in den Hof gegangen, nicht mehr wie hundert Schritte von mir ab.

„Jetzt gilt's! Herr Gott, hilf mir und gib mir Kraft!" betete ich mehr gewohnheitsgemäß im Stoßseufzer als in wirklichem Gebet, sprang auf und fing an den Pfosten zum vierten Mal zu erklettern. Sobald mein Kopf über die Mauern hervorragte, wurde er von einer Lampe im Gefängnishof beschienen, und der eine der Verfolger bemerkte mich.

„Dort kriecht er über die Mauer!" brüllte er." Schießt, Towarischtschi, schießt!" und er feuerte fünf Schüsse auf mich ab. Die Kugeln schlugen alle unter mir in die Mauer. In meiner Angst und Verwirrung war ich inzwischen viel höher den Pfosten empor geklettert als die ersten drei Male, denn plötzlich sah ich die Mauer, wie mir schien, tief unter mir. Ich wollte mich einige Fuß hinabgleiten lassen, doch schon sausten mir Dutzende Kugeln meiner Verfolger um die Ohren.

Nicht aus kluger Ueberlegung und Berechnung, sondern einer unbestimmbaren, impulsiven Regung folgend, ließen meine Füße und Hände den Pfosten los, indem ich mir mit den Händen noch einen kräftigen Stoß in Richtung der Mauer gab. Und dann fiel ich, nur mit dem Kopfe die Mauer leicht streifend über die Mauer und — blieb oben an der Mauer, etwa vierzehn Fuß über dem Bürgersteig, der mehrere Fuß tiefer lag als der Grund im Hofe, in der Luft hängen! Und dicht über mir sausten die Kugeln meiner Verfolger durch die Luft, oder schlugen an der anderen Seite gegen die Mauer.

— Wehrlos und hilflos hing ich in der Luft....! —

Dann hörte ich meine Versogler schreien: „Er ist über die Mauer hinweg! Jetzt haben wir ihn! Dahinter ist nur eine Durchfahrtgasse, von beiden Seiten mit hohen Mauern umgeben. Lauft, Towarischtschi, lauft, daß wir ihm beide Ausgänge versperren! Und dann liefen alle aus dem Hof.

Ich tastete jetzt vorsichtig um mich und fand, was mich festhielt. Die Steinmauer war oben abgespitzt und in die Spitze waren, als der Zement noch weich gewesen, große Glasscherben und etwa zehn Zoll lange, fingerdicke zugespitzte Eisenstangen eingesteckt worden. Als ich über die Mauer fiel, hatte sich solche Eisenstange unterhalb meiner rechten Schulter durch meinen Offiziersrock gebohrt und war unterhalb meiner linken Schulter mit der Spitze herausgekommen, ohne mich zu verletzen.

Bei der ersten Bewegung die ich machte, rissen die untersten Knöpfe meines Rockes ab und meine Füße glitten abwärts, während der Oberkörper sich richtete, und bald hing ich senkrecht an der Mauer in meinen Rockärmeln, nur von einem vier Zoll breiten Gewebestreifen gehalten.

Bei diesem in eine hängende Lage kommend, war mir schon ein sonderbares Geräusch aufgefallen, das ich mir nicht erklären konnte. Als ich mich rührte, der Rock schnitt mich erbärmlich unter den Armhöhlen, hörte ich es wieder: — Der Stoff meines Rockes hielt der Last nicht stand, wenn ich mich bewegte. Das Geräusch machten die einzelnen Fäden des Gewebes, wenn sie rissen.

Im ersten Augenblick freute mich diese Wahrnehmung, denn ich konnte mich leicht aus dieser Lage befreien. Es bedurfte nur einiger heftigen Bewegungen und ich würde hinabfallen.

(Fortsetzung folgt.)

Wie erkenne ich Jesus. ....

(Schluß von Seite 3.)

Ich kam auf Nachgedanken, ich erinnerte mich an den biblischen Unterricht in der Schule, den biblischen Worten in den sonntäglichen Andachten, an die Ermahnungen und biblischen Hinweisungen meiner lieben Eltern. In mir stieg unwillkürlich ein Verlangen auf nach diesem Jesus der Bibel, der die Welt von seinem Verderben erretten will, ihn zu erkennen und zu verstehen. Moskau hatte sehr viele Kirchen und es wurde folgedessen auch mitunter das heilige Moskau genannt. Eine der schönsten war die Erlöserkirche, die mit 6 Bomben von den Kommunisten auseinandergesprengt wurde. Aber wie wenig zeigten die Abbildungen von Außen und die Aufschriften von innen an den Wänden, vom Sinn unseres Herrn und Heilandes, sondern sie verherrlichten das Morden im Kriege. Und so schön wie die hunderte Kirchen mit ihren Glocken läuteten und die Chöre so wundervoll sangen, so waren sie nicht im Stande, mich dem etwas näher zu bringen, nach dem mein Herze verlangte. Selbst die schönen lutherischen Kirchen, von welchen die eine dem Apostel Paulus u. die andere den vier Evangelisten geweiht war, konnten mir mit ihrer Andacht mit Orgel, Gesang und Predigt, nicht meinen Jesus zeigen. Auch die Baptistenversammlungen, von denen es auch einige in Moskau gab, brachten mir, durch ihre ergreifenden Gebete, meinen Jesus nicht so, wie er sich in seinen eigenen Worten darstellt. Enttäuscht wandte ich mich eines Tages meiner lieben Heimat im Orenburgischen zu. Es war an einem Sonntage. Wie schön und friedlich lag unser Dörflein Klubnikowo mit dem im Westen angrenzenden Dörflein Kubemka im Tale. An der nördlichen Seite rieselte der kleine Bach „Uran" und hinter ihm zieht sich der Berg. Im Süden zogen sich die Getreidefelder bis einige Werst den Berg hinan. Wie schön war so ein Sonntag Morgen, besonders im Sommer in einem mennonitischen Dorfe in Rußland. Es war als wenn die ganze Natur auch Sonntag feierte. Die Höfe wurden schon am Sonnabend schön sauber gekehrt und die Gärten an der Straße gereinigt und geharkt. Die Menschen von klein bis groß prangten in einem Sonntagskleid. Alles still, kein Hammerschlag oder ein alltägliches Geräusch. Es schien so als wenn auf allem eine Andacht liegt. Beinahe alle Einwohner gingen zu Paaren und Gruppen zur Kirche. Auch mich ergriff die Andachtsstimmung und wanderte mit meiner Familie zur Versammlung in dem Hause, welches zwischen den beiden erwähnten Dörfern lag, und von den Roten zu einer Schule umgeändert ist. Schon von draußen erscholl der Gesang der Gemeinde so schön entgegen: „Sonntagsruhe nach der Woche Lasten", und es ist als wenn ich es heute noch höre, und die Stimmen der Einzelnen vernehme, die besonders kräftig sangen. Der Chor sang wie gewöhnlich d. schönen eingeübten Lieder und die Prediger predigten nach bestem Wissen und Können aus dem alten Bibelbuch. Ach wie war alles so heimisch, das Haus, die Gesichter, der Gesang und die Predigt. Wie sonderbar es auch vielleicht für einige klingen mag, ich konnte auch hier nicht meinen Jesus, so wie Er sich uns in seiner ganzen natürlichen Größe schildert, finden. Ich mußte meine Suche nach diesem köstlichen Kleinod fortsetzen. Ich wanderte längst der Straße meines lieben heimatlichen Dorfes, wo ich so viel Freude aber auch Trauer erleiden mußte, und kam schließlich am andern Ende an. Befindet sich auf einem Ende die Kirche und der Laden, so befindet sich auf dem anderen Ende, und zwar noch ein Stück abgelegen, das Hirtenhaus und ein Anwohnerhaus, denn wir Mennoniten mögen nicht gerne mit Hirten zusammen wohnen und gleichen in dieser Hinsickt den Egyptern.

Doch noch vor dem Hirtenhause, noch anschließend an die Häuserreihen der Bauern, befindet sich eine jämmerlich schlechte Hütte. Sie hatte einmal einem Ansiedler als ersten Unterschlupf gedient, doch da ihm eine andere Gelegenheit zum Ansiedeln in Sibirien geboten wurde, verkaufte er die Bude mit dem zu ihr gehörigen Lande an einen Nachbar im Dorfe. Das Häuschen, wenn man einige baufällige Wände ohne Dach und der Boden nur etwas mit Asche bedeckt, so nennen kann, wo eine längere Zeit nicht bewohnt worden, und war folgedessen dem Verfalle völlig anheim gefallen. In diesem Häuschen wohnten drei, von welchen zwei recht zahlreiche, Flüchtlingsfamilien, die der unselige Krieg, wegen ihrer deutschen Abstammung aus ihrem Heim in der Frontgegend vertrieben hatte, und, die die Regierung an unserer Dorfsgemeinde auf Gnade und Ungnade überwiesen hatte. In diesem Häufchen Menschen erkannte ich den, der da gesagt hat: „Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan". Gleich wie unser Jesus bei seiner Geburt keinen Raum in der Stadt Bethlehem fand, so hatten auch diese, seine geringste Brüder, keinen Raum im ganzen Dorfe gefunden und mußten zusammengedrückt in diesem Häuschen sechs Jahre lang wohnen.

Wenn man schon die sonntägliche Andachten, Gottesdienste nennt, so war hier eine Gelegenheit um Gott zu dienen, in einem viel mehr begreifbaren Falle. Ich will mit diesem nicht sagen, daß wir uns in den Andachten nicht Gott nähern können, aber es ist mehr ein Hinweisen auf ihn, während wir im Dienst an seinen geringen Brüdern, unserem Jesus selber dienen.

Ich fühlte meine Schuld diesen meinen Brüdern gegenüber, zumal ich noch damals, als wir sie in dieses Häuschen einquartierten, Dorfsschulze war. Wir Menschen haben ja immer sogleich auch eine Entschuldigung. Etwa ein Jahr später als die Flüchtlinge kamen, wurden uns die Häuser von der Polizei, voll mit Zivilgefangene gesteckt, so daß auch schon nur wenig Raum übrig war, und ich suchte mich mit diesem zu trösten. Hätten wir damals gewußt, daß nach einer kurzen Zeit, so viele auch von uns Haus und Hof verlassen würden müssen, und in der Fremde herumirren, so glaube ich hätten wir etwas anders gehandelt.

So lebten diese arme heimatlose Menschen weiter in dem Häuschen, scheinbar zufrieden, denn ich habe sie nie klagen gehört. Wo sich nur Arbeit fand, halfen sie mit und waren mit der Vergütigung immer zufrieden, die man ihnen dafür gab. Oft hieß es noch: „Onkel geben sie mir so viel", wenn man ihnen auch nur den gebräuchlichen Tagelohn gab. Im Herbst harkten sie die Getreidefelder und schufen sich auf solcher Weise einen kleinen Vorrat zum Winter. Sie konnten weder schreiben noch lesen, aber höflich und bescheiden waren sie. Nach dem Kriege wollten sie gerne in ihre alte Heimat, aber eigene Mittel hatten sie nicht und die Regierung hatte nicht Eile damit. So kam es, als die Zeiten schlechter wurden und der Hunger ins Land kam, daß sie sich alle zur Bahnstation begaben um auf solcher Weise ihren Abtransport zu beschleunigen. Doch sie mußten bleiben und sind auch alle ohne sehr wenig Ausnahmen den Hungertod gestorben. Es waren allein auf unserer Ansiedlung so bei 100 Familien, und so überall auch bei den Russen. Es starben damals viele vor Hunger und mußten dem Tode beständig in die Augen schauen, aber keiner ist mir so gut im Gedächtnis geblieben, wie die Flüchtlinge von unserem Dorfe. Besonders kann ich das eine Bild nicht vergessen, welches sich mir bot, als wir die viele Wagonladungen Mennonitenhilfe von Amerika im Jahre 1922 im Frühjahre abholten. Es war ja damals eine große Freude, als wir nach langem Warten auf einmal so viele und gute Gaben von unseren Brüder aus dem weiten Amerika abholen konnten, und vieler unserer Herzen wurden davon tief ergriffen. Wir hatten schon starkes Unwetter und die mageren Pferdchen wateten mit den beladenen Fuhren durch den tiefen Schnee. Auf einmal sehe ich gegen Abend zwei Gestalten vor uns schwanken. Als ich näher komme, sehe ich das es die eine Flüchtlingsfrau mit ihrem Jungen, aus unserem Dorfe ist, die wieder ihre Zuflucht, nach dem der Mann und einige Kinder schon gestorben waren, zu unserem Dorfe nimmt. Ich wollte mein Gewissen beruhigen, da es nicht meine Pferde seien und selbige schön müde wären, und so fuhren wir vorbei und überließen diese totmüde, naß und hungrige Menschen ihrem Schicksale. Wie war ich so grausam! Hätte ich ihnen nicht können meinen Platz auf dem Schlitten abstehen, und ich wäre zu Fuß gegangen. Noch immer vernehme ich die traurige Frage meines Heilandes: „Was bist für mich?" Und sie kamen am andern Tage wider Erwarten zu unserem Dorfe. Doch starben sie nicht lange hernach beide, da ihnen nicht die nötige Pflege erwiesen wurde.

Es starben in der Zeit viele vor unsern Türen und man glaubte sich hart machen zu müssen, da man doch nicht alle speisen konnte und man doch zusehen mußte, wie man seine eigene Familie durchbekam. Aber ein etwas mehr hätten wir, ja hätte ich tun sollen. Noch immer sehe ich im Geiste die verhungerte, zerlumpte und schmutzige Kinder vor unserm Fenster u. höre sie wimmern: „Ich sterbe, ja umiraju". Was war es für eine Gnade für uns, nicht ein „Etj stow" habe ich damals gehört. Aber wie viel Kinder in der Verbannung werden es in den letzten Jahren schon ausgerufen haben und wieviele in den Ansiedlungen in dem Winter, wo sie so hungern, wie z. B. auf der Neusamareransiedlung. Wer kann in einer solchen Zeit sagen, mich gehen die Worte unseres Heilandes nichts an, wo er spricht: „Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich nicht beherberget. Ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich nicht bekleidet. Ich bin krank und gefangen gewesen, und ihr habt mich nicht besucht".

Von allem, was unser Herr hier erwähnt, spielte sich in unsern Dörfern ab, und auf keine dieser Fragen kann ich mit gutem Gewissen antworten: „Ja Herr, ich tat alles was in meinen Kräften stand". Ich hatte damas 40 Pud Weizen in der Erde vergraben, weil ich glaubte etwas Saat halten zu müssen um für meine Familie weiterhin zu sorgen. Hernach schämte ich mich, als ich zum Frühjahr noch von der Regierung, die auf irgend eine Weise amerikanischen Weizen erhalten hatte, zu einige Acker Saat bekam. Es war mir nicht leid, daß ich es vergraben hatte, damit die Roten es nicht bekamen, aber es war mir leid, daß ich es nicht den Hungernden gegeben hatte.

Meine Schwiegereltern bekamen in dem Winter nicht ganz ein Pud auf 2 Seelen den Monat. Auf Solche weise hätte ich mit die 40 Pud Saatweizen 12 bis 13 Menschenseelen, die gerade so ein Recht zum leben wie ich habe, durch den Winter bringen können. Ist solches nicht schrecklich an 13 Menschenseelen schuldig zu sein? O wie groß ist doch Gottes Gnade! Ich, der ich schlechter bin als viele, die damals und auch heute in Rußland verhungern. Bin bald 60 Jahre alt und habe mich noch alle Tage in meinem Leben saat gegessen. Wie soll ich meinem Jesus in seine liebevollen Augen schauen, wenn er bald mit großer Kraft und Herrlichkeit erscheinen wird? Ja, diesem Jesus der alles, selbst sein Leben für uns gab und auch mich so unendlich viel liebt. Ich bin nicht wert seinen Namen zu tragen.

Und du mein lieber Mitchrist, hast du unseren lieben Jesus besser erkannt und gewürdigt als ich? Sammeln wir auch heute noch Schätze die wir verbergen, und unsere Brüder, unser Jesus stirbt vor Hunger? Wie können wir Gott lieben und dienen, den wir nicht sehen, wenn wir unsere Büder und Schwestern schmachten sehen, und die wir sehen nicht lieben und dienen die unsere Dienste so nötig haben.

N. N.

Flour stocks in Canada in October this year totalled 1,183,551 barrels compared with 940,505 barrels in October, 1939.

Central electric stations in Canada produced 24,971,047,000 kilowatt hours during the first ten months of the current year as against 23,213,736,000 kilowatt hours in the corresponding period of last year.

Coal production in Canada during the first ten months of 1940 amounted to 13,965,293 tons compared with 12,465,993 tons in the first ten months of 1939.

Canada's production of creamery butter in 1939 totalled 267,612,546 pounds, an increase of 265,275 pounds over the preceding year.

The second official estimate places Canada's 1940 wheat crop at 547,179,000 bushels. This is Canada's second largest wheat crop, being exceeded only by the 1928 record production of 566,726,000 bushels.

Electric railways in Canada carried a total of 632,533,152 passengers in 1939 compared with 629,778,738 in the preceding year.

Newsprint production in Canada during the first nine months of 1940 totalled 2,573,605 tons compared with 2,058,899 tons in the corresponding period of 1939, an increase of 25 per cent.

Total revenues of steam railways in Canada during 1939 amounted to $367,179,095 compared with $336,833,400 in the preceding year.

Building permits issued in 204 municipalities in Canada during the first ten months of 1940 amounted to $93,877,588.

Zur Unterhaltung.

Psychopatische Kinder.

(Nach Dr. Gerh. Budde.)

Wir nennen sie geistes- oder nervenkrank. Zu ihnen gehören auch die schwachsinnigen Kinder, von denen übrigens in diesem Aufsatz nicht die Rede sein soll.

Welches sind die Symptomen (Anzeichen) der kindlichen Nervenkrankheit? Zunächst nennen wir die **Schlafstörungen**, der Schlaf ist unruhig, unregelmäßig, die Kinder schreien oder sprechen laut, oder **fahren im Schlaf auf und haben Halluzinationen** (d. h. sie glauben etwas zu sehen, was jedoch nicht da ist). Zu diesen Störungen gesellen sich dann meistens noch Appetitlosigkeit, Sehstörungen, Kopfschmerzen und bei nur geringer Aufregung Erbrechen.

Neben diesen körperlichen Anzeichen sind die **seelischen**. Da ist z. B. die Aengstlichkeit, die Kinder fürchten sich vor der Dunkelheit, dem Alleinsein, vor ungewohnten Menschen und überhaupt vor neuen Eindrücken. Diese Aengstlichkeit kann geradezu in Schreckhaftigkeit ausarten: sie sind so erschreckt, daß sie am ganzen Leibe zittern.

Dazu gesellen sich **Zwangshandlungen**, wenn das Kind einen unüberwindlichen Drang verspürt etwas zu tun, was es nicht tun soll. Mitunter zittert und schreit das Kind schon wenn es dran ist, die verbotene Tat auszuführen, aber es tut das Verbotene nichtsdestoweniger. Ein 5—6-jähriges Kind beschimpfte Großmutter, Mutter und Gott und sagte, als es darob zur Rede gestellt wurde: „Ich muß es sagen. Ich habe den Kopf voll". Ein Knabe schrie in der größten Wut: „Ich werde euch alle mit dem Beil totschlagen, oder euch den Kopf abschlagen". Er bekam später die fallende Krankheit (Epilepsie) und starb als Erwachsener. Hierher gehören auch die sogenannten „Ties", wie Blinzeln, Schütteln und drehen des Kopfes, zucken der Schultern, Mundspitzen usw.

Ein weiteres Anzeichen der kindlichen Nervenkrankheit ist die **Ueberempfindlichkeit**. Kleine geringfügige Anlässe machen das Kind erblassen, zittern, weinen und schreien; auch kann es sehr zornig werden, dazu zeigt das Kind ein unruhiges, fahriges und sprunghaftes Wesen, hat keine Ausdauer im Spiel, verliert rasch an allem die Freude, bewegt unruhig Füße, Arme und Finger und appelt. Es ist launenhaft und wechselt oft die Stimmung, ist bald fröhlich und traurig, freundlich und mürrisch, ausgelassen und dann schläfrig. Diesen Kindern mangeln oft die sozialen gesellschaftlichen Gefühle, sie sind streitsüchtig, schadenfroh und lieben andere zu quälen.

Hypochondrische Kinder sind überempfindlich und weihleidig, beobachten sich fortgesetzt selbst, bauschen jede Krankheit auf und glauben Krankheiten zu haben, die es in Wirklichkeit garnicht gibt.

Die **Hysterie** tritt selten vor dem dritten Lebensjahre auf, ist aber häufig zwischen 7—15 Jahren. Es scheint eine Erkrankung des Willens vorzuliegen: sie äußert sich in Lähmungserscheinungen an Füßen und Armen, in Störungen beim gehen und stehen, weiter sind zu nennen: Stimmbandlähmung, Stottern und Veitstanz. Unter den seelischen Vorgängen bei der Kinderhysterie sind besonders Lüge und Verstellung zu erwähnen.

Ursachen der Nervenkrankheit bei Kindern sind: Vererbung und falsche Erziehung. Von entschiedender Bedeutung ist dabei die **Vorbeugung**. Sehr wesentlich ist die richtige Ernährung, aber auch die vollständige Enthaltung von Alkohol. Ein 9-jähriger Knabe, der sich einen Rausch angetrunken hatte, bekam am nächsten Tage einen epileptischen Anfall, der sich in Zwischenräumen von 7—8 Tagen wiederholte.

Bedeutend sind Festigkeit und Stetigkeit in der Erziehung geisteskranker Kinder. Der Erzieher sei weder launenhaft und hart noch weichlich, er soll gütig und heiter, aber doch dabei strenge sein. Man hüte sich vor Spott und Sarkasmus und besonders vor allem Schreck- und Furchteinjagen. Durch Schreck können leicht Verwirrtheit und Epilepsie und Hysterien ausgelöst werden.

Eingesandt.

Die Weihnachtsfeier im gegenwärtigen Rußland.

Das Weihnachtsfest ist wieder da,
Froh singt der Christ: „Halleluja!"
Der Ateisten freche Rott
Treibt mit dem heilgen Tag nur Spott.

Ein jedes gläubge Gotteskind
Grüßt froh den Tilger seiner Sünd;
Der Leugner aber, stolzgebrüst,
Verlacht die Sünd samt Jesum Christ.

Der Christ, gebeugt in seinem Sinn,
Eilt reuevoll zum Kripplein hin;
Der Feind hingegen spöttisch spricht:
„Ich kenne Gott und Christum nicht".

Der Jünger Jesu freut sich sehr:
Sein Meister kommt heut zu ihm her;
Und jener lacht ihm in's Gesicht:
Nur Lenin ist's, und Christus nicht".

Voll Lob und Dank der Gläubge eilt
Zur Andacht, wo er, gern verweilt;
Der Spötter geht ins Kino und
Verlacht dort Gott nach herzensgrund.

Der erste betet als ein Kind:
„Abba, mein Vater!" geistgesinnt;
Der andre spricht voll Fleischeslust:
„Mir ist auf Erden kein Gott bewußt".

Des Christen Aug schaut in die Höh'
Bei Tag und Nacht, bei Freud und Weh;
Den Hammer, Sichel streckt empor
Zu Gott als Feind der blinde Tor.

So sehe zwei Wandrer war am Fest,
Das Gott die beiden feiern läßt;
Des ersten Ziel ist Gnad'gewinn,
Der zweite geht in Nacht dahin.

Wie ist dein Weg, o Christ bestellt?
Nicht wahr? immer schmal in dieser Welt;
Der deine, Spötter, aber breit,
Denn ach, du bist des Feindes Beut!

O prüf' dich, eh' du ewig weinst
In Satans Höllenpfühle einst!
Bist glücklich du, der seelenkrank?
Ach, denk, die Ewigkeit ist lang!

Voll Mitleid, Langmut, Lieb und Huld
Schweigt Gott trotz deiner Sündenschuld,
Zuletzt im Zorn wird sprechen Er
Wer rettet dann dich, Armer, wer??

P. V.

„Unvollendet."

Vor rund 100 Jahren begruben die Mennoniten an der Molotschna einen Mann, der vorkämpferisch gewirkt hatte als Organisator, Landwirt, Viehzüchter und Baumgärtner in jenem vollständig kahlen Steppengebiet Süd-Rußlands. Johann Cornies, so hieß der tapfere Pionier, auf dessen Betreiben auch von Dorf zu Dorf jene Baumalleen angelegt wurden, deren Ueberreste noch bis in die Revolutionszeit hinein (1917 — 1920) zu finden waren. Als man Cornies auf dem Orloffer Friedhof ein Denkmal stellte, konnte dieses wohl nicht treffender erdacht werden als in Form einer Marmorsäule, deren obere Kuppel abgebrochen war. „Unvollendet," so sollte dieser stumme Stein es der Nachwelt predigen. Cornies angefangenes Werk war unvollendet geblieben. —



Ein Vertreter der französischen Kolonialtruppe, der sich auf De Gaulles Seite stellte.



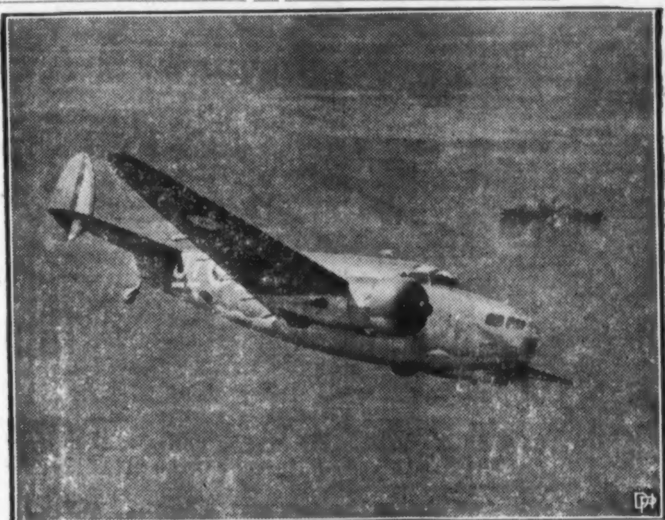
Hier sehen wir die, deren Stimmen übers Radio Weihnachten um 8 Uhr abends zu hören waren von der CBC.



Der frühere Finanzminister Pierre Etienne Flandin ist Auslandsminister Frankreichs geworden.



Hier ist Bill Herbert, den man übers Radio von Vancouver hört.



Hier sehen wir ein Flugzeug der Royal Canadian Air Force, wie sie die Tausenden Meilen der kanadischen Küste bewachen.



Ein amerikanische Armee setzt bei den Manövern über einen Fluß.

CALF MARKETS

WINNIPEG veals steady with top sales ringing from $9 to $10.

CALGARY sold best veals at $7 to $8 and common to medium and stocker calves from $5 to $6.75.

EDMONTON veals were firm with good to choice at $7.50 to $8.50, tops $9.

PRINCE ALBERT had a few good veals at $7 and plain $4 to $5.50.

MOOSE JAW veal market was steady with top sales at $8.

SASKATOON had good veals at $8 to $9, tops $9.50 and plain $4.50 to $7.

Wöchentlicher Ueberblick

Montag, den 30. Dezember: Die Moral Londons konnte durch die Feuerbomben, die das Herz der Weltstadt in Brand setzte, nicht gebrochen werden, trotzdem historische Bauten bis zu 600 Jahre alte verloren gingen.

Deutschland sagt, daß Hitlers Rede über Weltherrschaft falsch ausgelegt sei, die Empörung über Präsident Roosevelts Rede klingt aber klar durch. Man nimmt an, Hitler werde selbst auf Roosevelts Rede antworten.

Der italienische Sprecher für Mussolini, der Zeitungsmann Gayda sagt in der Giornale d'Italia, daß die Rede ein unerklärter Krieg gegen die Achsenmächte sei.

Es soll schon eine ganze Division deutschen Militärs in Albanien eingetroffen sein, wie aus Jugoslavien verlautet zur Hilfe für die geschlagenen Italiener.

Zwei Amerikaner haben ein Boot gebaut, das als Torpedoboot Verwendung finden soll, daß von 200 bis 300 Meilen Geschwindigkeit auf dem Wasser soll entwickeln können.

An der Grenze von Siam und Indo-China wächst der Kampf immer mehr.

Ein vernichtender Angriff durch die englische Luftflotte wurde auf Bremen ausgeführt als Vergeltung für den Angriff auf London, und es wird berichtet, daß die Hafenstadt in Flammen zurückgelassen wurde.

Die Zeitungen wollen immer wieder Nachrichten haben, daß Frankreich auch in den Krieg gegen England hineingezogen werden soll, wogegen aber Petain sich kategorisch stellt.

Der englische Luft Marschall, Sir H. Dowding weilt in Canada. Er wird auch die Vereinigten Staaten besuchen.

Dienstag, den 31. Dezember: Ein jeder Engländer ist zum Schutz des Landes aufgerufen worden, wodurch die britischen Inseln zu einer eisernen Inselfestung umgewandelt werden.

Man glaubt, daß der deutsche Angriff auf London der Vorläufer für einen Einbruch sein sollte, doch änderte sich das Wetter so, daß der Luftkrieg bis auf ein Minimum eingestellt werden mußte.

Hitler sagt, dieser Krieg werde den Ruin der Demokratien bringen, und er beschuldigt die Demokratien als die Schuldner dieses und aller früheren Kriege.

Ein italienischer Frachtdampfer mit Kriegsmaterial für Albanien wurde im Adriatik von einem englischen Kriegsschiff torpediert und versenkt.

König George ist immer wieder an der Stätte der Ruinen zu sehen nach einem deutschen Angriff, und was er hört, ist stets, daß England nie den Kampf aufgeben wird, bis der Sieg errungen ist.

Die Griechen nahmen weitere 1000 Gefangene in ihren Kämpfen in Albanien.

Das Verhältnis zwischen Japan und Rußland ist doch nicht so, wie es gewünscht wurde. Der Fischereikontrakt wird wohl nur für ein Jahr weiter hinaus gewährt werden, denn es will nicht zu einem wirklichen Verständnis kommen.

Englische Flieger haben den Angriff auf die italienischen Basen westlich von der umstellten Hafenstadt Bardia aufgenommen.

Die U.S.A. werden wohl an England weitere Zerstörer und auch Flugzeuge abtreten, und das wohl schon nach dem von Präsident Roosevelt vorgeschlagenen Plane auf Borg, die nach dem Kriege zurückzugeben sind und durch andere ersetzt, falls dieselben im Kriege zerstört werden sollten.

Die Nazis empfehlen Japan, weiter in Indo-China vorzugehen, um die englische Festung Singapor zu isolieren und vielleicht später unter Kontrolle zu erhalten. In den U.S.A. sind aber schon genügend Stimmen, die die Entsendung der amerikanischen Flotte in dem Falle zur Folge haben könnte.

Neujahr 1941: Ein unvereinbarter Waffenstillstand herrschte am Neujahrstage, und keine Flugzeuge kamen über feindliche Territorien.

Die St. Pauls Katedrale in London, die um sich herum die Ruinen der wertvollsten Bauten Londons hat, war gefüllt durch anbetende Mengen, denn die Kirche blieb verschont beim Angriff der Deutschen mit ihren Feuerbomben.

Deutschland gibt bekannt, daß 4 englische Flugzeuge am 31. Dezember nachmittags am hellen lichten Tage über Deutschland gekommen seien mit ihren Vernichtungsladungen.

Hitler behauptet, daß die Achsen nicht den Plan verfolgen, die Welt zu erobern.

Die libyanische Armee Italiens ist fast ganz aufgerieben durch Tote und noch mehr durch Gefangenschaft.

Rumänien hat seinen Gesandten in Moskau abgerufen, da derselbe ein freundschaftliches Verhältnis herstellen wollte, die Eiserne Garde aber ist böse, weil Moskau auf ihre Bitte um Hilfe, als Berlin drängte, kein Ohr für Rumänien gegen Berlin hatte, und da mußte Rumänien alle Bedingungen Deutschlands annehmen, und das Land ist heute tatsächlich eine deutsche Provinz, denn Deutschland regiert in militärischer, finanzieller und ökonomischer Hinsicht.

Ein wahnsinniger Farmer in Alberta tötete 3 Personen, und ein Feuer unweit Kenoras in Ontario brachte einem Farmer und seiner Frau den Tod.

Das amerikanische Rote Kreuz gibt in Washington bekannt, daß es in 13 Monaten die Summe von $16,690,000.00 für Kriegsbetroffene und Flüchtlinge ausgegeben habe.

Von einer Insel in den südlichen Gewässern wurden 500 Personen gerettet, die ein deutscher „Raider" dort abgesetzt hatte von 8 Schiffen, die er versenkt, die Besatzung von zwei weiteren versenkten Schiffen sollen noch an Bord des deutschen „Raiders" sich befinden. Die Geretteten wurden nach Australien gebracht. Der „Raider" soll von dem bekannten Graf von Luckner geführt werden, der schon im Weltkriege eine ähnliche Vernichtungsarbeit ausführte.

Donnerstag, den 2. Januar: Deutschlands Lufthilfe für Italien wird jetzt nach Italien geworfen, um sofort eingesetzt zu werden, sonst kann Italien sich nicht weiter in Afrika halten. Wie es den Deutschen ergehen wird im offenen Kampf über der Wüste Afrikas, ist die große Frage der Tagespresse, da sie die englische Luftflotte nicht hat ausschalten können, ja nicht einmal aufhalten von dem ununterbrochenen Angriff auf Deutschlands Kriegsbasen.

Bremen wurde zum zweiten Mal schwer von der englischen Luftmacht heimgesucht.

Das neutrale Irland ist schon etliche Male das Ziel der Angriffe durch unbekannte Flieger gewesen und viele Bomben wurden abgeworfen. Es konnte nur festgestellt werden, da eine Bombe nicht explodierte, daß diese deutsches Fabrikat sei, denn sie hatte deutsche Einschrift.

Ein Sturm hat Portugal getroffen, viel Schaden verursachend und eine Frau tötend.

Und gestern abends setzte der Schneefall ein, und es kam sehr viel Schnee herab und Kälte setzte ein, das wunderschöne und milde Wetter der ganzen Weihnachtszeit brechend.

Bulgarien ist heute in einer sehr peinlichen Lage, denn sollte Deutschland den Durchgang verlangen, so

müßte es gewährt werden. Das wird aber wohl erst Ende Februar zu erwarten sein, und der Zug wird wohl auch durch Jugoslawien gehen, um Griechenland zu brechen, wenn möglich durch den Angriff auf Griechenland selbst und die griechischen Armeen in Albanien. Gleichzeitig aber auch, um einen Zugang zum Mitteländischen Meer zu erhalten. Was die Türkei in dem Falle tun wird, ist die große Frage.

Marschall Petain hat sein Ministerium wieder umgestellt, und ein Dreimann Komitee leitet das Land unter Marschall Petain. Das Verhältnis mit Berlin ist wohl alles andere als ein freundschaftlich herzliches.

Der Hauptangriff Deutschlands im Mittelländischen Meer soll gegen Englands Seewege sein, die unterbunden werden sollen, was bis heute noch nirgends erreicht werden konnte.

Die U.S.A. setzen alle Rohmaterialien fest, die für England von Interesse sein könnten in ihrem Kampf gegen Deutschland, die sollen England zur Verfügung gestellt werden.

Neujahr brachte den Vereinigten Staaten 165 Unglücks-Todesfälle.

Es wird als unmöglich bezeichnet, daß durch die deutsche Hilfe Italien noch wieder zur Offensive wird übergehen können.

Berlin sagt, daß es seit dem 8. August 94, 797,800 Pfund Sprengbomben u. 3,527,350 Pf. Brandbomben auf England abgeworfen habe.

König Christian von Dänemark sprach übers Radio am Neujahrstage zu allen seinen Untertanen in Dänemark, Island und Grönland und sprach die Hoffnung aus, daß die Zukunft wieder würde besser werden. Gedacht wurde in seiner Rede auch derer, die beim Einmarsch des deutschen Militärs ihr Leben einbüßten, wenn es auch nur wenige seien.

König Victor Emanuel von Italien sandte am Neujahrstage auch ein Glückwunschtelegramm an Präsident Roosevelt, das vom Präsidenten mit warmen Worten an Seine Majestät den König beantwortet wurde, in dem die Hoffnung ausgesprochen wurde, daß das italienische Volk in diesem Jahre wieder zum Frieden gelangen werde. Möchte Mussolini schon aus dem Kriege ausscheiden? Seine Rechnung im Kriege stimmt ja lange nicht. Der politische Leiter Italiens ist ja Mussolini und solche Kabel haben ja stets den Premier hinter sich, wenn sie auch vom italienischen König unterzeichnet sind.

In China wurden 5 Amerikaner durch das japanische Militär arretiert. Amerika verlangt eine öffentliche Entschuldigung, da dieselben schlecht behandelt wurden.

In den letzten Monaten sollen durch deutsche und italienische U-Boote aufs wenigste 6 spanische Frachtdampfer versenkt worden sein, wie die B.B.C. bekannt gibt.

Freitag, den 3. Januar: Dublin, die Hauptstadt von Irland wurde heute wieder mit Bomben belegt. Man nimmt an, daß es die Deutschen tun, um dann zuerst in Irland einzufallen und von dort aus in England. Irland hat bis jetzt das Gesuch Englands zurückgewiesen, die Häfen für die englische Flotte zu öffnen. Irland hat auch die Vereinigten Staaten ersucht, Rüstungsgegenstände und auch Rohmaterialien an Irland zu verkaufen, wofür voll bezahlt würde werden, denn Irland brauche es zum Schutze ihres Landes. Darauf ersuchten die Vereinigten Staaten Irland, ihre Häfen zu öffnen für eine Schiffsverbindung mit Amerika, wogegen aber Deutschland scharf protestierte, diesen Weg als Hintertür nach England bezeichnend. Jetzt wird wohl Irland doch eine Vereinbarung mit England machen, denn es glaubt, daß dem Lande nächstens große Gefahr drohe.

Australische Tanks haben die Stadt Bardia angegriffen und sind in die ersten Befestigungslinien eingedrungen.

Präsident Roosevelt entsendet den Handelssekretär Harry Hopkins als seinen speziellen Vertreter nach London.

Die Griechen haben weitere Befestigungslinien der Italiener durchbrochen und gehen weiter vor.

Deutschlands Druck auf Bulgarien vermehrt sich. Der bulgarische Premier ist nach Wien gefahren. Weiter ist keine Nachricht darüber herausgegeben. Ja die Zeitungen sagen, daß laut ungarischen Nachrichten deutsches Militär schon in Bulgarien ist, indem es durch das südliche Dobrudsha ins Land kam.

Eine andere, doch unbestätigte Nachricht sagt, daß in dem bulgarischen Schwarzmeerhafen Varna russisches Militär gelandet sein soll.

Ganz Europa wartet, wo Hitler den nächsten Schlag versuchen wird, denn durch Ungarn soll viel mehr deutsches Militär durchziehen, als zugegeben wird. Aber auch am Kanal soll fieberhaft gearbeitet werden. Und dann will man verstehen, daß die größte Gefahr besteht, daß deutsches Militär ganz Frankreich besetzen wird, und dann im Frühling auch Spanien und Portugal besetzt

werden sollen, um gegen Gibraltar zu gehen.

Ein Wintersturm hat ganz Europa ergriffen, und da wird es an den Kriegsfronten ruhig, und die sind jetzt überall.

Bremen soll weitere Angriffe erhalten haben, und die Feuer waren vom letzten Angriff noch nicht gelöscht. Aber auch die Kanalhäfen wurden mit Bomben belegt, die deutsche Vorarbeit vernichtend.

Ein französisches U-Boot sank nach einer Explosion, ebenso ein Frachtdampfer auf dem Wege zwischen zwei afrikanischen Häfen.

Ein überaus scharfer Frost sucht Rußland heim.

Die U.S.A. planen, weitere 200 Frachtdampfer zu bauen. Ob dadurch andere im Dienst befindliche Dampfer an England abgetreten werden könnten, wird nicht bekannt gegeben. Die Möglichkeit besteht auch, daß die vielen Dampfer der besetzten Reiche Europas von den U.S.A. übernommen werden. Es sind auch viele deutsche und italienische in amerikanischen Häfen, doch ist darüber nichts gesprochen, es wurde nur einmal in London erwähnt, das dieselben an England abgetreten werden sollten. Das aber würden die Achsenmächte als Kriegsakt betrachten, wie sie sofort darauf bekannt gaben.

Der frühere deutsche Kriegsminister, der die deutsche Armee aufgebaut hat, General Feldmarschall Werner von Blomberg soll mit vier anderen höchsten deutschen Militär in den Bayrischen Alpen als Gefangener sitze, von Hitler selbst dazu verurteilt.

Italien wirft seine Luftmacht in den Kampf, um die Griechen aufzuhalten, so lange aber vergebens.

Ein italienischen U-Boot wurde von einem englischen U-Boot torpediert und versenkt.

Sonnabend, den 4. Januar: 8,000 Gefangene wurden schon bei Bardia in Afrika genommen, nachdem die ersten Befestigungen genommen wurden.

Irland wird wohl die diplomatischen Beziehungen mit Berlin brechen als Folge der Bombenabwürfe. Und das bedeutet der Uebergang Irlands auf Seiten Englands.

4 italienische Generäle und 1000 gefangene Soldaten von Afrika wurden in Indien gelandet, wo sie in Gefangenenlager untergebracht werden sollen.

Bremen wurde wieder von den englischen Fliegern zum Ziel des Angriffs erwählt.

Rußland wollte mit Schweden einen Handelsvertrag abschießen, um Aluminium zu erhalten, doch ist aller Vorrat für Deutschland bestimmt.

Bristol wurde von den Deutschen schwer mit Bomben belegt.

Frankreich hat jetzt zum ersten sich der französischen Staat und nicht mehr Republik in einer öffentlichen Erklärung genannt. Der einzige Nachkomme Napoleons, der Graf of Montfort, der in der Schweiz lebt, wird wohl zum Könige erwählt werden.

Montag Morgen, den 6. Janur: Die Stadt Bardia in Afrika ist von den Engländern genommen, und 25,000 italienische Soldaten wurden gefangen genommen und unzählige Ausrüstung und Provision, was den größten Enthusiasmus in London auslöste.

London wurde wieder von deutschen Fliegern mit Brandbomben belegt, doch Fäuste wurden zu ihnen empor gehoben mit dem Ruf, gebt uns mehr, was die Deutschen erfüllten, die jedoch sofort von Tausenden Freiwilligen ausgelöscht wurden.

Deutschland wird wohl Mittwoch durch Bulgarien Griechenland angreifen, um dann von Saloniki die Engländer im Mittelländischen Meer anzugreifen. Auch soll deutsche Luftmacht in Lybien in Afrika sofort einsetzen zur Hilfe der Italiener. Und Moskau soll wohl Hitler freie Hand auf dem Balkan versprochen haben für eine freie Hand in Finland. Ob es sich so herausstellen wird, müssen wir abwarten.

REGINA POULTRY RECEIPTS INCREASED THIS LAST WEEK

Regina, Dec. 24.—Due to late marketings and increased receipts this week, the volume of poultry will not be as low as anticipated. Dealers reduced their paying prices today and are now quoting for Grade A turkeys 18, Grade B 16, Grade C 13. The retail demand is exceptionally good this year, Grade A turkeys selling at 24-28, Grade B 23-26, Grade C 19-23. Storage stocks are very light.

Coal production in Canada during the first eight months of 1940 amounted to 10,892,931 tons compared with 9,281,921 tons in the corresponding period of 1939.

Production of the aircraft industry in Canada during 1939 was valued at $12,638,470 as against $6,927,105 in the preceding year.

Operating at 99½ per cent of capacity in October, Canadian steel furnaces produced 185,091 tons, a new record for the industry.

A WEEKLY RECORD

Contracts awarded in November reflected important new business in connection with war effort. Total nearly $55 millions against $26.4 millions in October. Contracts awarded during week ended December 6 numbered 2,685 and totalled $10,792,900.

Canada's domestic exports, exclusive of gold, reached a heigher point in November than in any month in last ten years.

November cost of living index of Dominion Bureau of Statistics continued upward to 107.8 from 107.0 for October (1935-1939 equals 100). Foods mainly responsible for increase.

Arthur B. Purvis, director general of British Purchasing Commission in United States, appointed member of Imperial Privy Council. Mr. Purvis was formerly head of Canadian Industries Ltd., Montreal.

Reported that detachment of Royal Canadian engineers engaged in tunnelling work on Rock of Gibraltar.

Three-million dollar contract for military vehicles awarded to Chrysler Corporation of Canada, Windsor, Ontario.

Canadian plants are making military vehicles in eight models, of more than 30 types.

When at peak, Canada's armaments production estimated at approximately one billion dollars annually.

For the first time, Canada is now making guns, gun mountings, mechanisms, trailers.

Canada's mineral production for 1940 reaches all-time record of $500,000,000. Of this total, gold contributes more than $200,000,000.

Mineral production in 1939 (then an all-time peak) was $473,107,000.

Contracts awarded by Department of Munitions and Supply during week ended December 13 numbered 1839 and totalled $7,536,183.

Second class called up under Mobilization Act complete thirty days military training.

SOYBEANS, A HOME GROWN PROTEIN FEED
(Experimental Farms News)

In the production of livestock the farmer aims to grow as much of the required feed as possible on his farm. The three main constituents of feeds are carbohydrates, protein, and fat. Carbohydrates are usually found in sufficient quantities in most plants and seeds. Protein, however, may be lacking in the amounts required to provide a balanced ration. In order to correct this deficiency, such high protein feeds as cottonseed or linseed oil meals must be purchased. Where this extra amount of protein can be produced on the farm, a definite saving in cash outlay is obvious. As a high protein crop the soybean is useful for this purpose.

The protein content of soybeans may be taken advantage of in two ways, states C. W. Owen, Dominion Experimental Station, Harrow, Ont. The crop may be cut in the stage when the pods are about half filled and cured as hay, or the seed may be allowed to ripen and harvested as grain. Soybean hay will be found about equal to alfalfa in feed value, but in districts where alfalfa can be successfully grown its main use would be as an emergency hay crop. In other districts possibilities exist for soybean hay where annual crops avoid loss through winter killing.

WESTERN CATTLE MARKETS

Western centres took on added strength due entirely to the small supply of cattle available. WINNIPEG had good to choice butcher steers at $7.25–$8.50 and best grades of stockers on light trading at $5.50 to $6.50. CALGARY cleared up a light supply strong to 25c higher, with best butcher steers at $7.00 to $7.75, while EDMONTON was active and firm, selling good to choice steers at $7.00 to $7.50. PRINCE ALBERT moved good butcher steers at $6.50 to $6.75 and MOOSE JAW had odd choice handywheight steers and fed calves up to $7.00 with other good steers up to $6.50. Similar conditions prevailed at SASKATOON, where a light supply saw top steers bringing $7.50 to $7.85 and a few light heifers reaching $8.00. VANCOUVER had hardly sufficient sales to establish a market but some medium butcher steers sold at $6.50 to $7.25.

FACTS OF INTEREST

As the shipping of live cattle to Great Britain was suspended during the war, only a limited number were exported during the year ended March 31, 1940, namely 3,594 head.

The third estimate of the areas seeded to grain crops in the Argentine for the 1940-41 harvest shows decreases of 1.5 per cent in the wheat acreage and 11.1 per cent in that of linseed. The rye acreage increased 19.8 per cent; oats, 13.1 per cent, and barley, 0.8 per cent.

Canada was again the fourth largest supplier of merchandise to Southern Rhodesia in 1939, being exceeded by the United Kingdom, South Africa, and the United States.

Serve Canada by serving Canadian apples.

For the first 11 months of 1940 the production of concentrated milk in Canada amounted to 183,097,654, compared with 155,289,825 lbs. in the corresponding period of 1939.

Eating Canadian apples either cooked or raw is a help to health and also to the Canadian fruitgrower.

There is no fruit richer in vitamin and mineral content than the Canadian apple.

MAKE CANADA TEMPERANCE-CONSCIOUS

The Canadian Temperance Federation is inviting the Churches of Canada, the Temperance organizations, the service clubs, the educational leaders, the press, and leaders in society and public life, to join in a three-months' campaign extending from New Year's to Easter in the effort to make Canada Temperance-Conscious.

This Canada-Wide Wartime Voluntary Total Abstinence Campaign will be fundamentally educational. Its aim is to induce a vast number of our citizens to consider our present-day liquor habits in the light of modern scientific knowledge and of the social and national effects of our drinking.

There has been spent in Canada in the last year of record approximately $200,000,000 for liquor. It has been estimated that the indirect costs of liquor in misdirected purchasing power, loss of time, loss of efficiency, impaired health, increased crime, and augmented social burdens, is at least equal to the original expenditure, and probably more. It may well be that the waste and loss induced by drink, if its ramifications could be followed, would bring the expenditure and loss due to drink to a total of nearly half a billion dollars.

The Canadian Temperance Federation, Room 302, 30 Bloor Street West, Toronto 5, Ontario.



By
Dr. K. W. Neatby
Director, Agricultural Department
North-West Line Elevators Association

SOIL EROSION

The Agricultural Department of The North-West Line Elevators Association has just published a well-illustrated bulletin dealing with the subject of water erosion of soils. Its purpose is to draw attention to a problem which has, to a large extent, been overlooked by the general public. It has been easy to arouse public interest in the problem of soil drifting, and control practices have met with a large measure of success. Water erosion may be quite as damaging as soil drifting on individual farms, but, since the injury to the soil is often less obvious, it is apt to be neglected.

The bulletin is well illustrated and written in popular style. It deals in a general way with the causes of erosion, with the losses suffered, and with control measures. It contains seven excellent illustrations of fields in the Prairie Provinces which are suffering serious damage. In addition, there are four pictures generously supplied by the United States Soil Conservation Service.

Since this is the only publication of its kind in Canada, it should be read by every prairie farmer. All Junior Club members and high school students should secure copies, since "they shall inherit the earth," or as much of it as is not washed or blown away!

Copies may be obtained from the nearest grain buyer of any line elevator company associated with the work of this Department, or by writing to the Agricultural Department, The North-West Line Elevators Association, Winnipeg.

We wish all our readers a Happy and Prosperous New Year, and trust that it may bring "peace in our time."

